

School of Theology at Claremont



1001 1319533

B  
2993  
H5

GERMAN



Theology Library

SCHOOL OF THEOLOGY  
AT CLAREMONT  
California

2993  
45

Aus baltischer Geistesarbeit  
Neue Folge. Heft 1

---

# J. G. Hamann und das Christentum

---

I.

## Hamann und die Behrens

Vortrag gehalten in der Gesellschaft für Geschichte  
und Altertumskunde zu Riga

von

G. Hillner,  
Pastor zu Pinkenhof bei Riga



Riga  
Verlag von Jond & Poliewsky  
1924



Bibl. monasterii Cist. Ref. Tegelensis

O. C. Ref.

Rubr. ....

Repos. 13 L

O. C. Ref.

Anno

Nr 10359



Weltanschauungskämpfe gewinnen für uns greifbare Gestalt, wenn sie vor uns aus dem Leben der geistesmächtigen Kämpfer heraus erstehen. Räumlich dem Kampffeld nicht ganz fern zu stehen, zeitlich aber Abstand zu haben, dient beides nur zum Vorteil.

Auf dem Westufer der Düna, da wo viele angesehene Familien Rigas sich ihre Höfchen angelegt haben, steht noch jetzt in Schwarzenhof, Dünamündsche Straße Nr. 21, leer und stumm ein Holzhaus mit holländischem Dach. Vor anderthalb Jahrhunderten trug es auch einen holländischen Namen: Schoongezicht, das ist Bellevue. Den hatte ihm sein Erbauer, der Kaufherr Karl Berens, gegeben. Später kam es an den Mann seiner Nichte Julie Berens, den Ratsherrn Friedrich Wilhelm Brederlo. Um 1900 etwa hat der damals 90-jährige Staatsrat Wilhelm Schwarz einem Enkel gleichen Namens gesagt: „Im Brederloschen Hause, da hat Hamann gewohnt.“

Die Berens lebten schon im dritten Geschlecht in Riga. Der Ahnherr Hans Hinrich, aus Rostock gebürtig, wandert zu schwedischer Zeit (1653) unter Königin Kristine ein. Sein Stamm wird alsbald an Gut und Ehren und — Kindern reich. Sein Nachlaß wurde auf einige 100,000 Reichstaler geschätzt; zwei Stadthäuser und zwei Erbhöfchen mit Ackerland, Waldungen und hörigen Bauern, auch ein Silberschatz von über 30 Pfund gehörten dazu. Er wird als Kaufmann Ratsherr.

Von seinen 20 Kindern wird der Sohn Georg wortführender Bürgermeister. Das diesem bei seiner Beerdigungsprozession vorangetragene Wappenschild — es zeigt einen schwarzen Eber in goldenem Felde — hängt noch jetzt im St. Peter. In Stein gehauen krönt der Eber auch die Tür des Stammhauses in der Marstallstraße Nr. 16.

Ein anderer Sohn des Ahnherrn: Arend wird Kaufmann und Ältermann der Großen Gilde. Der Nordische Krieg legt sein

Handelshaus und Rigas Handelsstand in Trümmer. Arend Berens bringt beides wieder hoch. Sein Werk ist die Handlungs-Kassa, die heute mit der Diskonto-Bank vereinigt ist. Durch diese, damals erste Leihkasse, erhielt — wie der Sohn des Gründers, Joh. Christoph, sich ausdrückt — der bürgerliche Handel erst Nerven und Leben wieder. Vorbildlich ehrenhaft verhielt sich der patriotische Aeltermann gegenüber dem Gouverneur von Bismarck (dem Schwager des übermächtigen Biron), der an ihn ein rechtswidriges Ansinnen stellte, mit Sibirien drohend. Den Tränen der Seinen setzte er damals die Worte entgegen: „Ihr seid nicht wert der alten redlichen Bürger Rigas, die durch Jahrhunderte ihr Blut zum Schutz der Stadt hingegeben, ihr seid nicht meine guten Kinder, wenn ihr mich in diesen geringen Aufforderungen für sie stören, oder nicht gleiche Gesinnungen mit mir empfinden könnt.“ — Dem Mutigen gehörte der Sieg.

Das Erbe solcher Väter tritt das dritte Geschlecht an. Von 24 Kindern des Aeltermanns bleiben mit der verwitweten Mutter 15 zurück, das jüngste kaum zweijährig. — Diesem Geschwisterkreis gehören die Berens an, denen es heute gilt. Zunächst treten drei Brüder hervor: Arend, Karl und Johann Christoph. Mit den zwei Ältesten, schon majorennen, führt die Mutter das Geschäft fort.

Arend, ein Mann von reichen Geistesgaben, mehr auf den gemeinen als den eigenen Nutzen bedacht, nicht ohne Schärfe, wechselt mehrfach seine Lebensbahn. Er führt (1748) die Tochter des braüierten Negocianten Zuckerbecker, dessen Haus an der Peitaustraße mit der Rückseite ans Berenssche Familienhaus grenzte, heim. Dann tritt er auch ins Zuckerbeckersche Geschäft über, bald aber wieder aus, um den Posten eines städtischen Notars am Zollamt anzunehmen.

Der zweite Bruder, Karl, erscheint in der Familie als der Mann des Gemütes, der Herz und Haus für viele aufzutut. Er bleibt zusammen mit der Mutter und sechs zu erziehenden Geschwistern. Als sie stirbt, leiten zuerst die zwei ältesten Schwestern den Hausstand weiter. Dann Katharina allein, weil die andere heiratet (1757). Damals veranlaßte man im Interesse der jüngeren Geschwister eine waisengerichtliche Besitzteilung. Sie läßt erkennen, wo die Familien sich häuslich niederlassen. Arend übernimmt das Erbhöfchen Hagenshof, nun auch Berenshof genannt. Es ging dann



an seinen Schwiegersohn Schwarz über und heißt bis heute Schwarzenhof. Das Stammhaus, Marstallstraße 16, wird unerklärlicherweise verkauft für 5800 Taler. Karl erwirbt aber das angrenzende Haus Nr. 18 (vielleicht aus dem Nachlaß) und seit er sich verheiratet (25. November 1759) bezieht er jeden Frühling das auf dem Familienhöfchen erbaute neue Haus: Schoongeziht. Unmittelbar an der Düna-Talsenkung gelegen, gewährte es einen herrlichen Ausblick über Strom und Stadt.

Karl Berens war aber mehr als ein guter Hausvater, das zeigt ein Gedenkblatt aus der Feder des Bruders Johann Christoph, ein Schriftstück,<sup>\*)</sup> in dem auch des Schreibers eigenes Gesicht sich spiegelt. Da heißt es von Karl: Der Sorge für der Stadt Bestes stand jedes häusliche Geschäft nach. Er legte stets dem Fluge seines Geistes das Senkblei der Stätigkeit an. Seine Reisen nach dem unwirtlichen . . . waldreichen Polen . . . schwächten seine Gesundheit. Er wirkte nunmehr aus seinem Kabinett. Bei Nüchternheit in den Geschäften blieb er für jeden edlen Genuß des Sinnlichen, für alles Schöne und Feine empfänglich. Im Hause hatte er immer einen ausgesuchten Vorrat, seinen Freunden zum Essen und Trinken vorzusetzen, zum Teil aus der Fremde. Ebenso wußte er am Geistigen Geschmack zu finden und Maß dabei zu halten. In den „ältesten Urkunde des menschlichen Geschlechts“ empfand er das Erhabene, ohne in dem geheiligten Helldunkel daselbst folgen zu wollen . . . Er glaubt, daß die erhabene Religion der Christen, zu der er sich mit Wärme bekannte, nicht in Gebräuchen, sondern in tätiger Menschenliebe bestände. In seinen jüngeren Jahren war die deutsche Literatur noch arm an genießbaren Produkten. Die trockenen Wolffschen Schriften und die gefälligeren Gellertschen hatten dadurch wirklichen Einfluß auf ihr Zeitalter — sie ordneten Verstand und Herz. Jetzt könne man hier an der Düna vorzuviel sich durchkreuzenden Lichtstrahlen den Tag nicht sehen. Er ließ sich seine Lektüre von Kennern vorschlagen. Für den Kaufmann seien die besten Bücher die in Folio. — Das Wort Gnade sprach er nie im gemeinen Leben aus (soll wohl heißen in Anwendung auf Menschen), weil er damit keinen Begriff darin verknüpfen konnte; einen desto größeren verknüpfte er mit Gerechtigkeit und Pflicht. Kant hätte seine erhabene Vorstellung

<sup>\*)</sup> Rig. Stadtbl. 1818, Nr. 27.



vom Menschen, der sich selbst Gesetz sein soll, von der Denkungsart dieses Mannes abziehen können. Der gute Bürger und der Kaufmann seines Ortes zu sein, war die Mittagslinie, die er sich gegeben hatte: Patriot, Weltbürger, Aufklärer, diese entweiheten Benennungen waren ihm zu großsprechend, zu schreiend, um sie gerne von sich zu hören. War er gleich auf dem allgemeinen Markt der handelnden Welt, auf dem von Amsterdam ebenso angesehen, als auf dem von Riga, so war dieser doch sein Augenmerk. Er leitete daselbst den Gang des Handels, ließ keine Ware weder zu hoch steigen, noch zu tief fallen, noch die Preise sich im Sprung ändern. Diese Art den Handel zu treiben, habe nicht nur den nächsten größten Vorteil im Auge, zu ihr gehöre ein moralisch geübter Sinn in der Handlung und große Gemütskräfte. Er veredelte allen seinen Privaterwerb durch die Mittel, dazu zu gelangen und durch die Anwendung desselben. In den teuren Kriegsjahren verkaufte er den Bauern Getreide nicht ohne Vorteil, aber weit unter den Preisen, die er hätte haben können. Dem Besitzer eines Garten-etablissements in Hagensberg hat er stillschweigend den Schuldbrief vernichtet, weil es mit ihm nicht aufwärts gehen wollte. Dieser Mann, er hieß Hammer, hat dann die Büste des Wohltäters in jenem Garten aufgestellt.

Johann Christoph, das ist der Name des Berens, um dessentwillen diese Familie auch in der deutschen Geistesgeschichte Erwähnung findet. Er ist für die Geschwister der führende Geist, begabt und tatenfreudig. Von der Domschule zieht er auf die Hochschulen vom Königsberg und Göttingen. „Auf Reisen durch Deutschland, Holland, Frankreich hat er“ — so sagt sein Bruder, der Arzt Reinhold in der Familiengeschichte, — „durch Belehrung und Umgang mit den kenntnisvollsten und herzlichsten Männern jener Zeit Menschen- und Völkerkenntnis auf seine Zartgefühle und bürgerlichen Tugenden geimpft.“ Längere Zeit hat der junge Rigaer Patriziersohn in dem Paris des XV. Ludwig gewohnt. Er hat auch mit Montesquieu verkehrt, dem Verfasser des Buches über den Geist der Gesetze, welches die innige Wechselwirkung zwischen Gesetz und Volksgeist darlegt. Heimgekehrt, wird der noch nicht Dreißigjährige mit der Vertretung Rigas in Petersburg — es regierte Elisabeth Petrowna — betraut. Wieder in Riga, kommt er als rechtsgelehrter Rathsherr ans Wettgericht und gewinnt als

Ober-Weddeherr maßgebenden Einfluß auf die Rechtsfragen des Handelslebens. Als die Engländer, ohne daß Kriegserklärung vorliegt, Schiffe des Bruders Karl als gute Preisen aufbringen, gibt Johann Christophs „Feder den Anstoß, daß die Idee des schönsten Bündnisses zur Behauptung der Seefreiheit aus dem Haupt Minervas — das ist Katarinas — bewaffnet hervorgeht.“ \*) Rigaschen Kaufleuten sei es somit zu gut zu schreiben, daß die Rechtsbasis der bewaffneten Neutralität geschaffen ward, zu welcher sieben Staaten sich einten, um für die neutralen Rechte in jedem Seekrieg anderer Mächte Schutz zu schaffen.

Ein besonderes Anliegen Johann Christophs war, das Band zwischen Kaufmann und Gelehrten immer fester zu ziehen. Daher schreibt er: „Das formelle Recht, dessen Hüter und Bewahrer alle Rechtsgelehrten sind, ist der Schutz alles Eigentums der bürgerlichen Gesellschaft. Diese erhalten darum die festen Begriffe des Rechts gegen die unbestimmten schwankenden Begriffe von Billigkeit und Gut aufrecht.“ \*\*) Zur Rechtsgelehrsamkeit gesellt sich bei Johann Christoph Berens auch nicht gewöhnliche Geschichtskunde, das zeigt die Aufführung aller Urkunden des Ratsarchivs von Bischof Alberts Zeiten an — in einer Schrift zur Begrüßung Kaiser Josephs II. in Riga. In die neue Zeit versetzt da wieder eine Uebersicht über den Seehandel der Stadt. Anno 1779 haben die 731 Schiffe ausgeführt: z. B. 48 000 Schiffspfund Reinhanf, eingeführt 249 000 Pfund Kaffee, 10 Kuttschen, für 6281 Reichstaler Papier.

In Riga seien 20,000 glückliche Menschen, ein Schauspiel, wert eines Kaiserblickes.

Richtung und Umkreis von dieses Berens Geistesleben reflektiert am schärfsten aus einer Schrift von ihm, die wenige Tage vor seinem Tode ausgegeben ist. Sie ist betitelt *Bon homien* und ist geschrieben zu Ehren der neuerbauten Rigaschen Stadtbibliothek. Den Rahmen bildet eine Führung vors Gebäude — und dann in ihm von Raum zu Raum; hineingezeichnet ist das Weltanschauungsbild vom Ausgang des philosophischen Jahrhunderts.

Zuerst wird von der Neustraße her das Auge hinaufdirigiert zum Giebel mit der Himmelsphäre, die damals auf zwei über

\*) Berens *Sam. Gesch.* p. 18.

\*\*) *Rig. Stadtblätter* 1819, p. 85.



einander liegenden Folianten ruhte. Sie sollen andeuten „jenes Buch der Bücher“ die französische Enzyklopädie. — Stadttugenden behandelt das erste Kapitel: Ordnung, Ersparung, Mäßigung; die konnte der Minister Turgot seinem Hofe als Finanzsystem vorschlagen. Wohlerworben zu haben, sei hier das gute Aequivalent von dem Wohlgeborensein des Ersten Standes. Zu rechter Bürgertugend sei von der neuen Kaiserlichen Stadtordnung Anleitung gegeben durch die Einfachheit der schönen Titel „geschätzter“ und „namhafter“ Bürger, die zu keiner Eitelkeit, — dieser Zerstörerin aller Bürgertugend — Veranlassung, aber wohl Nahrung der guten Ehrbegierde geben.

Der zweite Blick gilt „der neuen Bischofsmütze“, d. i. die Kuppel, die dem alten Dome statt der wankenden Spitze aufgesetzt wurde. Die Gedanken wenden sich durch sie zu den Klöstern, aus welchen nach deren Aufhebung die Bücher gekommen. Die Religion der Christen habe nicht lange ihre edle Einfalt behalten, in ihre nachherigen Lehrbücher wurden von der damaligen Philosophie Kunstwörter übernommen. So entstand die Theologie, die von gelehrten Zusätzen, wie von frommen Täuschungen noch nicht hat ganz gereinigt werden können. Statt religiöser Aufklärung brachten die ersten Opferpriester das ganze Geräte der Verdunkelung nach Einland. Die Religion, welche Schützerin der Menschheit sein sollte, trat diese mit herrschsüchtigen Füßen, sie predigte nicht mehr: Würde des Menschen, — die Quelle aller Moral, — sondern Erniedrigung, eigenes und fremdes verdienstliches Leiden, führte Leibeigenthum ein. Zu jener Zeit hätten wir ähnlich gehandelt. Jetzt gelte es aber dem Volk zu geben: Eigentum, Erziehung, Bücher. Man reise zu Herrn von Roschow auf Redkau, der so glücklich gemacht habe und geworden sei. — Dem preußischen Gutsherrn wendet er sich dann zum livländischen: „Heil dir Gerechter von Ascheraden! Der du mit deinen Erbmenschen, wie mit Mitmenschen einen gesellschaftlichen Vertrag über gegenseitige Pflichten errichtetest. Zu deinem Grabe sollten die Söhne des Landes und der Stadt wallfahrten.“ — Ein Mahnwort ergeht an die besoldeten Volkslehrer, d. i. die Pastore. Durch Anweisungen aus der Natur- und Sittenlehre, durch Anleitung in Gewerben und Wirtschaftsangelegenheiten werden diese Volkslehrer jetzt mehr ausrichten, als jemals durch unfruchtbare Dogmen zu bewirken ist.



Die praktische Religion der Brüdergemeinde fruchte durch gute Sitten und Beruhigung des Gemüthes, da die alte dogmatische Theologie, so wenig wie die bisherige spekulative Philosophie, keinen Hühnerstall aufgebaut hat. Und warum gesellen sich diese Volkslehrer nicht den Eingeborenen des Landes zur Hilfe? Was wäre von diesen nicht unter Anleitung eines Hupel, Neander, Stendenat zu hoffen! Den Gymnasien im Lande war schon ehemals der Auftrag gegeben worden, die Eingeborenen zu Lehrgeschäften geschickt zu machen.

Beim Eintritt in die Bibliotheksräume gaben die Büsten von Homer und Montesquieu Anlaß: der Natur und Kultur zu gedenken, — die Aufklärung will ja diese Gegenpole vereinen. — Während der Führung durch den großen Büchersaal — mit den gekuppelten korinthischen Säulen — läßt sich erkennen, ein wie vielseitig unterrichteter, aber auch ein wie einseitig gerichteter Geist der Führer ist. Philosoph und Schöngeist, Freund der Naturalien und der vaterländischen Geschichte. Der „enzklopädische“ Schrank enthält sie, die 17 Folianten der Enzyklopädie — noch jetzt sind sie auf der Stadtbibliothek — „den gelehrten Turm, von Diderot und d'Alembert aufgeführt“, „eine Berathschlagungsstimme, gegeben von dem freidenkenden Verstande“. Auch vielseitig und doch wie einseitig! In den Schränken der Literatur gibt's die Klassiker mehr als eines Volkes: Homer, Tacitus, Rousseau, Voltaire, Shakespeare, Klopstock, Lessing, Wieland; Schiller steht bei den Historikern. Rousseau hat der Schreiber gesehen, den Ehrensig im Theater einnehmend, „ein erkünstelter Wilder in seiner ungepuderten Perücke unter den frisierten Köpfen“. Daß des pädagogischen Propheten „Emil“ verbrannt wurde, erscheint Berens als ein Unrecht, aber seine Schwärmereien über Gleichheit, — die weder in den Menschen ist, noch in der Gesellschaft bestehen kann — lehrt er ab. Voltaire nennt der Vielbelesene den schönsten Geist des Jahrhunderts, führt aber dazu das Wort Friedrichs an: Son esprit mérite des autels, mais son coeur la chaîne de Spandau. Einmal hat der Rigaer Rathsherr die eben von dieser Celebrität der Welt verlassene Wohnung unter den Linden bezogen.

Berens ist ein Mann, der weiß, was er will. Er will mehr als plaudern. „Was tut man nicht, um auch nur von unseren Atheniensern gelesen zu werden“. „So sind die ästhetischen, lite-

rarischen, historischen Tiraden in dieser Schrift nur Nebenpartien". Die Hauptsache sei die in den Blättern zerstreute Stadtmoral; von der Ausübung ihrer Lehren hängt das Blühen des Handelsgewerbes ab; durch die Stadtmoral wird dieses Gewerbe noch veredelt. Der Titel Bonhomien ist wohlbedacht. Von allem die guten Seiten zu suchen, sei in dem Charakter der Schrift und dem Charakter des Verfassers. Und auf die Menschen, auf die Humanität, ist bei dem Freunde Herders das volle Absehen gerichtet. Aber was ist ihm Humanität? Vernunft und Billigkeit. Und was ist ihm das Gute? Das Nützliche. Wie oft sucht er bei ideellen Linien den leztlichen praktischen Nutzen ins rechte Licht zu rücken! So, wo er sagt: „Städte sind für das Gute und Nützliche — wenn die Kreuzritter für das Gold und Silber, das sie zur Eroberung von Palästina auf dem Ritt mitzogen, den zarten Buchweizen zurückgebracht haben, so war dies das Verdienst, das sie um die Kultur ihres Vaterlandes hatten und wofür die Städte danken."

Die eben charakterisierte Schrift von Berens erschien 1792, in der sogenannten Statthalter schaftszeit, als Rat und Ritterschaft von Katarina II. aufgehoben waren. Der Geschichtsschreiber dieser Zeit, Fr. Bienemann, redet von „den tönenden Buchstaben der Bonhomien“, obwohl er kurz vorher das Werk ein geisterfülltes Buch genannt hat. Er will es nicht unterlassen, „dem glänzenden Gepräge der geistigen Bedeutung Joh. Chr. Berens' auch einmal den Revers seiner Charakterschwäche entgegenzuhalten. Es hat auch schon der damals erst 27-jährige Menschenkenner K. G. Sonntag in einem Blatt für Berens Sarg unter viel Lobsprüche für ihn doch auch das Urteil hineingeflochten: „gegen Gebrechen nicht blind — aber stumm!“ \*) Und von der Politik der Religion sich zuwendend, schreibt Sonntag: „Als Christ — doch warum trennen, was in seinem Charakter ein Ganzes war! Kann wohl denn ein Christ etwas anderes sein als ein veredelter Mensch? Er duldet die Formeln, aber achten konnte er nur den Geist der Religion.“ Und Liborius Bergmann führt in seiner Bestattungsrede des „Patrioten“ \*\*) auch an: „Immer war er durchdrungen von den Wahrheiten und Gefühlen einer erleuchteten Religion, die er sterbend noch bekannte, indem er sich mit Gott und seinem Erlöser durch den

\*) K. G. Sonntag, Formulare, Reden und Ansichten. Teil I, p. 216. Riga 1802

\*\*) L. v. Bergman, Rede am Sarge eines Patrioten. Riga 1792, p. 14.

Genuß des Abendmahls vereinigte, woran seine Gattin und seine Kinder teilnahmen.“

Es sind Gefinnungen und Urteile eines 62-jährigen Mannes, die sich uns in den Bonhomien darbieten. In dem Zeitpunkt jedoch, wo erstmalig die beiden Namen Hamann und Berens sich kreuzen, handelt es sich erst um zwei Studenten von einigen 20 Jahren. Ob nicht aber doch das vorgeführte Weltanschauungsbild des alten Johann Christoph ein schon von jungen Händen ergriffenes und bis ins Alter festgehaltenes Panier bedeutet!

Wes Geistes Kind war nun aber der Gegenpart Hamann? Das kann aus keiner anderen Quelle besser erhellen, als aus dem Selbstbekenntnis, welches Hamann — als 27-jähriger in London niedergeschrieben hat, — nur für seinen Vater und Bruder. Es ist überschrieben: „Gedanken über meinen Lebenslauf“ und bietet die Gedanken eines „neuen Menschen“ über sein altes Wesen.

Wir lassen möglichst viel den Bekenner selbst reden, suchen dabei nur solches zusammenzunehmen, was auf der Hauptlinie weiterführt. Die Stimme des Autors wird sich schon heraushören. So gleich, wenn es beginnt:

„Ich bin den 27. August 1730 in Königsberg i. Pr. geboren und durch die christliche Vorsorge meiner frommen und ehrlichen Eltern zum Bad der heil. Taufe gebracht.“ — Der Gedanke an die Eltern bringt gleich ein Dankgebet an Gott in des Sohnes Feder dafür, daß solches seiner Seele zu Gut geschehen, noch ehe sie sich ihres Daseins selbst bewußt war: „so wie du die Milch in den Brüsten meiner Mutter bereitest, noch ehe ich den Durst und die Notwendigkeit und den Geschmack derselben kannte.“

Der Vater Hamann war als Bader, d. h. Wundarzt, für die Altstadt angestellt; ohne eigentlich gelehrte Bildung war er ein angesehener Mann. — „Ins Haus kamen viel Studenten, welche die Armut sittsam machte.“

Sie waren dem Sohne Johann Georg Gesellschafter, Zeitvertreib, — gaben ihm Nebenstunden als Wiederholung und Zubereitung der Schule, und förderten so nach und nach den Fortschritt in Griechisch, Französisch, Italienisch, Musik, Tanzen, Malen. Des Knaben zweite Schule war eine Winkelschule, die in zwei runden Tischen bestand. Da wird mit der lateinischen Gram-



matik des Donat angefangen und bald werden einige der vornehmsten und schwersten lateinischen und griechischen Schriftsteller durchgepeitscht. Der Anfänger konnte bald einen Römer ver-  
deutschen, ohne die Sprache nach dem Sinn des Autors zu verstehen. Sein Gedächtnis habe sich dabei überfressen. Er suchte immer mehr ohne Wahl aufeinander zu schütten und diese Seuche hatte sich über alle seine Handlungen ausgebreitet, so daß er sich zuletzt in einem Labyrinth befindet. In Bezug auf den „Schreibunterricht“, eilt er seiner Zeit voraus mit dem Urtheil: „Was hat ein Kind für Lust A oder B zu machen; oder — gehören Jahre zu der Kunst, 24 Buchstaben nachmachen zu können! Könnte man Kinder nicht lieber mit Malen und Zeichnen, mit der hieroglyphischen Schreibekunst den ersten Anfang machen lassen! Sind nicht die Maler die ersten Schreibmeister und die Poeten und Redner die ersten Schriftsteller gewesen!“ — Beim Religionsunterricht füllt er, anstatt sich an der lauterer Milch des Evangelii zu genügen, den Kopf mit den Namen und abgeschmackten Streitigkeiten von Toren an, die Ketzer gewesen waren oder Ketzer gemacht hatten, um sich unterscheiden zu können. „Was für Mühe muß es Gott geben, um den Schutt bloß aus dem Wege zu räumen, worunter der Satan unsere Seelen vergräbt!“ — Gottes Hilfe erlebt er immer von Neuem. Er wird geheilt von einem ansteckenden Ausschlag, den er sich durch einen Hut gezogen; freilich fallen die Haare aus, daher er oft das Kopftuch trägt, welches auch das meistverbreitete Bild zeigt. Ein Lehrling des Vaters lehrt ihn, zum Bösewicht am eigenen Leibe zu werden. Als Hofmeister achtet Hamann besonders auf Bediente und Gefinde.

In Uebertretungen des sechsten Gebotes sieht er ein sehr menschlich und vergeblich Verbrechen. „Ja, ich hielt selbige für ein Mittel der Tugend. Ich bin in Riga dem Ehebruch sehr nahe gewesen, ich habe Versuchungen des Fleisches und Blutes sowohl als des Witzes und Herzens gehabt und Gott hat mich gnädig bisher vor den Schlingen der Huren, ich möchte sagen, durch ein Wunder behütet.“ — Sechzehn Jahre alt, wird Hamann Student in Königsberg. „In den Vorhöfen der Wissenschaften umherschweifend,“ sagt er, „verlor ich den Beruf für die Gottesgelehrtheit. Ich fand ein Hindernis in meiner Zunge (das Stottern),

in meinem schwachen Gedächtnis und viele Heuchelhindernisse in meiner Denkungsart, den verdorbenen Sitten des geistlichen Standes. Was mich vom Geschmack der Theologie und aller ernsthaften Wissenschaften entfernte, war eine neue Neigung zu Altertümern, Kritik, den sogenannten schönen zierlichen Wissenschaften, Poesie, Romanen, Philologie, den französischen Schriftstellern und ihren Gaben zu dichten, malen, der Einbildungskraft zu gefallen. Ich bekannte mich also zum Schein zur Rechtsgelehrsamkeit. Ich hörte über die Institutionen und Pandekten ohne Zubereitung und Wiederholung des Gehörten, ohne Ernst, ohne Treue, ein Jurist zu werden, sowie ich keine gehabt, um Theologe zu sein.“ — Hernach vergleicht er sich mit einem Freund: „Er hat die Wirbel berührt, in denen ich gestrudelt habe, ein Amphibium, wie ich war, weder Jurist noch Theologe.“ Er sah darin eine Art Großmut „nicht für Brot zu studieren, sondern nach Neigung, zum Zeitvertreib und aus Liebe zu den Wissenschaften selbst“ und fand, daß es besser wäre, ein Märtyrer, denn ein Tagelöhner und Mietling der Musen zu sein. „Was für ein Unsinn läßt sich in runden und wohlklingenden Worten ausdrücken!“ — Sechsjähriges unbeendetes Studium, vermeintlicher Zwang des Elternhauses, der Wunsch in der Welt seine Freiheit zu versuchen, Meister seines Geldes zu sein, lenkt den Sinn auf eine Hofmeisterstelle. — Ein Prediger aus Livland, Blanck von Papendorf bei Wolmar, kommt bei einem Besuch in der alten Heimat auch ins Hamannsche Haus, wo er einst als Hauslehrmeister Klavier unterrichtet hatte. Er sucht ledige Stellen in Livland zu besetzen. In Betragen und Aufführung wäre bei ihm, meint Hamann, eine ungemeine Veränderung eingetreten. Ohnedies hegte er ein sehr günstig Vorurteil für Livland und die Lebensart der Livländer wegen einiger Freunde, die er unter denselben hatte.

Zu den Gemeinten gehörte jedenfalls Joh. Chr. Berens, der 1748—50 in Königsberg studiert hat, vielleicht auch dessen Vetter Nikolaus Hänfel (1747—50), der später mehr freier Gelehrter als Arzt gewesen ist. Seine Bücher gelangten in die Stadtbibliothek, seine Sammlungen bilden die Grundlagen des Rigaschen Dom= museums für die Gebiete der Altertums= wie der Naturkunde. Wohl auch Johann Christoph Gericke gehört zu seinen Bekannten, der 1747 in Königsberg, 1755 in Göttingen immatrikuliert wor=

den ist. Der wird auch sein Reisekamerad auf der ersten Fahrt nach Riga. Dieses Gericke Vater, der 1758 Oberwochenprediger am St. Peter war, hat Hamann sich später zum Beichtvater erwählt. Der Sohn Gerickes ist als Pastor zu St. Gertrud 1782 gestorben. Anno 1749 ist auch Johann Daniel Poelchau in Königsberg immatrikuliert, nachher war er Pastor in Cremon.

Dem Vater Hamanns drängt der in die Ferne strebende Sohn die Zustimmung zu seinen Wanderplänen in einem ehrerbietigen Schreiben ab. Das nahe Riga sei eine Stadt, „gegen die,“ schreibt er, „mein Vorurteil nicht so stark als Ihres ist, weil ich jederzeit gute Freunde aus derselben bekomme.“ — Die ganze Welt liege im Argen. Bücher, eine Laute, ein guter Reiserock, ist, was der Sohn bescheiden erbittet, aber er droht doch, bei abschlägiger Antwort Königsberg und seinen Verdienst auf dem ersten Wege zu verlassen.

Auf der ersten Stelle bei der Baronin Budberg in Kegelns im Papendorffschen Kirchspiel wird Hamann schon vor einem halben Jahr abgeschafft. Nach einer Warte- und Notzeit in Riga findet er Besseres beim General v. Witten in Grünhof bei Mitau. Da hält er zunächst ein Jahr aus. In den „Gedanken“ zu diesem Stück seines Lebenslaufes sieht er auch bei sich ein gut Teil Schuld und auch die Neigung, sich in den Mantel der Religion und Tugend einzuwickeln, um seine Blöße damit zu decken.

Zu einer bedeutsamen Wendung in Hamanns Hauslehrerlaufbahn kommt es dank Joh. Chr. Berens' plötzlicher Heimkehr aus Paris ans Sterbebett seiner Mutter. Bei der Durchreise durch Mitau fragt er in einem Wirtshause nach Hamann, läßt ihn grüßen und verspricht wiederzukommen.

Wie es dann zum Wiedersehen kommt und dabei hergeht, hat Hamann nach Jahresfrist, als in London Vereinsamter, also beschrieben: „Mein Berens! den Gott als ein besonderes Werkzeug braucht, dessen Absicht und Ende ich nicht absehen kann, wiewohl ich voller Vertrauen und Zuversicht lebe, daß seine weise Vorsehung die Menschen braucht, um Knoten in unser Leben zu machen, selbige auch zu seiner Ehre und unserem Besten aufzulösen weiß. Dieser außerordentliche Freund war einer meiner Lieblinge zu Königsberg gewesen und war von da auf Reisen gegangen, (von) wo er mit großem Nutzen und augenscheinlichen



Vorzügen wieder zurückkam. Gott weiß, wodurch er für mich so sehr eingenommen worden! Der die Herzen kennt und prüft und zu brauchen weiß, hat seine weisen Absichten gehabt, uns beide mit einander in Versuchung zu führen. Ich glaube an Gottes Vorsehung in diesem Spiel — als ein Christ, dem die Vorsehung Rechenschaft von jedem seiner Haare auf dem Haupte versprach. — Dieser Freund hatte mich so wenig vergessen, daß er mich aufzusuchen eilte, sobald es ihm möglich war und unvermutet deswegen nach Mitau kam, in eben der Nacht einen Expressen abschickte, der das ganze Haus in Grünhof in Aufruhr versetzte. Ich fuhr aus dem Bett, um mich in Kleider zu werfen und ihm entgegen zu eilen und fand ihn ruhig schlafen. Sein Willkommen war so außerordentlich zärtlich und freundschaftlich, daß ich in Verlegenheit geriet, ihm in meiner Antwort gleichzukommen oder ihn zu erreichen. Er bezauberte mich mit Ausichten, Anschlägen, Begriffen von der Welt, neuen Wissenschaften, dem herrschenden Geschmack des jetzigen Jahrhunderts und hundert sinnreichen Ausschweifungen, die ein menschenfreundlich Herz und eine fruchtbare Einbildungskraft hervorbringen kann."

Noch einen anderen Freund weiß Hamann in Riga: den Rektor der Domschule, Mag. Johann Gotthilf Lindner. Schon im ersten Hochschuljahr war dieser, der Sohn eines Königsberger Pastors, Hamann nahegetreten. Es folgten seinem Vorgänger noch zwei seiner Brüder, Friedrich Ehregott und Gottlob Immanuel. — Jener wurde Hofrat und Hofarzt Herzog Peters von Kurland. Dieser war anfangs Theolog und wurde als solcher nach Hamann Hauslehrer in Grünhof. In seinem 40. Jahre studierte er dann aber noch Medizin; er ist Hamanns getreuer Arzt geworden.

Der Domschulrektor Lindner war auch Berenss Freund. „Ich war der Lepidus in diesem Triumvirat,“ sagt Hamann zu bescheiden im Lebenslauf. „Die Freundschaft wallte in uns allen gleich stark. Wir brannten gegen einander uns zu sehen und zu genießen.“ Tiefsernst klingt der Zusatz: „Wieviel Schlacken sind in den besten unserer natürlichen und künstlichen Triebe. Wie verdorben muß der Boden sein, der die beste Weizenfaat zu Traspe macht und verwandelt. Wie leicht ist es der Natur selbst auszuarten!“

Infolge einiger Mißlichkeiten verläßt Hamann die Stelle in Grünhof. Nun ist er frei für einen Besuch bei der Familie seines

Freundes Berens in Riga. — Mit der Jahreszeit traf der Gast es gut. „Ich kam eben zu einer Zeit, wo man in Riga das Landleben auf dem Höfchen genießt“ (im Juli 1753).

Mit diesem, in sich widerspruchsvollen Gedanken: „Landleben in der Stadt“ ist die äußere und innere Sachlage für das Rigasche Höfchen genial erfaßt. Vom Stadtzentrum, dem Rathhaus, war z. B. der Landsitz der Berens in einem Wagen wohl in einer halben Stunde erreicht. — Auf dem Höfchen konnten sich Stadt und Land die Hand reichen, Kultur und Natur sich grüßen. Nach Größe und Weise steht das Höfchen zwischen Stadtgarten und Landgut, die Villa übertrifft es. Ja, so herrliche Alleen wie sie Schwarzenhof jetzt noch aufweist, hat nicht jeder Gutshof zu zeigen. — Das Höfchen ist wie geschaffen zur Muße und edlen Erholung, Comptoir und Behörde mit ihren Geschäften bleiben dahinten auf einem anderen Ufer. — Das Höfchen braucht sich nicht zu rentieren, es hat nicht zu erwerben, sondern zu erfrischen. Da ist kein graues Ackerfeld mit Dornen und Disteln mühseliger Arbeit, sondern ein weiter grüner Garten der Erholung. Familiensinn, Frohsinn, Natursinn finden da ihre Pflege. Wieviel leichter als die auf einsamen Landgütern Eingeseffenen haben es die Grave und Sonntag, Ebel und Essen, Bulmerincq und Vegejack sich auf ihren Höfchen zu besuchen oder von einem Herder sich besuchen zu lassen. Wie eingengt war damals alles in der Festungsstadt, welcher Kontrast zwischen der Jungfern- oder Herrenstraße und einem Fengerschen oder Kleinschen Höfchen! — Die Höfchen sind Bild und Blüte der Wohlhabenheit. Zum Höfchen gehört sich das Stadthaus, wie zur Laubkrone der gesunde tragkräftige Stamm. Als dem Stamm die Art an die Wurzel gelegt wird, fiel das Laub dahin.

Gerade von 1750 an wird das Jahrhundert der Blütezeit der Rigaschen Höfchen datiert. So kann für 1755 Hamann in zwiefachem Sinne schreiben: „Ich kam eben zu einer Zeit, wo man in Riga das Landleben auf den Höfchen genießt.“ Aber, so sehr er auch bereit ist, das Gute und Wohltuende an der Psyche des Rigaschen Höfchens anzuerkennen, so mochte doch gerade damals seine Psyche dafür sich nicht auf tun. Daher rührt es vielleicht, daß er später einmal sich seine stille Klausur in Königsberg lobt, gegen „den Jahrmarkt der Rigaschen Höfchen“.

Im „Lebenslauf“ preist er das Glück, das er auf dem Höfchen hatte, eine Kur des Pyrmonter Brunnens mit der Familie Berens zu gebrauchen. „Meine Gesundheit hatte,“ schreibt er, „teils durch die Schularbeit, durch einen unordentlichen Fleiß in Nebendingen und durch den Tumult von Affekten, in dem mein Gemüt, wie ein Nachen auf stürmischer See hin- und hergeworfen ward, sehr gelitten . . . Ich konnte ungeachtet alles Anlasses zufrieden zu sein, mich der Freude der Gesellschaft der edelsten, muntersten, gutherzigsten Menschen beides Geschlechtes doch nicht überlassen.“ — Er ist voll Mißtrauens gegen sich selbst und andere. „In diesem Zustande habe ich mich am meisten in dem Hause befunden, wo ich der größte Bewunderer, Verehrer und Freund aller derjenigen war, die zu selbigem gehörten. Wie ist es möglich, daß man mich hat für einen klugen, geschweige denn brauchbaren Menschen halten können, wo es mir niemals möglich gewesen — mich, was ich bin und sein kann, zu entdecken.“

Seine innere Unruhe zu jener Zeit — im Brief (vom 25./X. 1755) an seine Eltern spricht er wohl auch von seiner Hypochondrie, die seit 14 Tagen ihn ziemlich verschont, ungeachtet er mehr als sonst gegessen hat — sieht Hamann hernach als eine Rute Gottes an, unter der er geseufzt habe, ohne sie zu erkennen. Nun weiß er in seiner Seele, in ihrer Gottesferne, die Art und den Grund des Uebels zu erkennen. „Ich bin eine unzeitige Frucht in allem meinem Tun, in allen meinen Unternehmungen gewesen, weil sie ohne Gott gewagt und ein Loth bekommen, anstatt ein Ende zu nehmen. Ich habe mich endlich wund und blutig gegen den Stachel gestoßen, den ich nicht habe erkennen wollen und bitte nichts mehr, als daß der gnädige Gott, der . . dem bußfertigen und gläubigen Sünder vergibt . . mein künftiges Leben neu und heilig sein lassen wolle.“

Hamann kann rühmen, daß er in seines Freundes Hause wie ein Bruder, ja beinahe wie ein älterer Bruder angesehen war. — Welcher Art Interessen bildeten aber damals vornehmlich das geistige Band zwischen ihm und Joh. Chr. Berens?

Etwa 30 Jahre später sagt Hamann in einem Brief aus Königsberg. „Berens war hier mit einigen jungen Tiesländern mein akademischer Freund, der mich zuerst mit der französischen und deutschen Literatur bekannt machte. Bei seiner Rückkunft aus

Paris, nachdem er vorher in Göttingen studiert, suchte er mich in Kurland auf und pflanzte mir seinen Geschmack an den neuesten welschen politischen und Handlungsschriften ein, munterte mich zur Uebersetzung des Dangeuil auf, zum Besten eines neuen Buchhändlers in Mitau, der eher mit seinem Bankerott, als ich mit meinem Autor fertig würde." — Das Buch des heute vergessenen Dangeuil handelte über „Die Vorteile und Nachteile von Frankreich und Großbritannien in Ansehung des Handels". Hamann, der wohl von Berens eben gelernt hatte, dem Geist von Paris gemäß, über Handelsprobleme zu philosophieren, fügte zu der bestellten Uebersetzung, noch in einer „Beilage", eigene, geschickte Gedanken hinzu. Von diesen seien einige dargeboten. — Der Schwärmer beginnt mit einem Dank an seinen Freund und einem Lobpreis der Freundschaft: „Was für ein Geheimnis, — was für ein Genuß, der sich nicht ergrübeln läßt, liegt in der Vereinigung vertraulicher Seelen." „Jeder ist in dem Herzen des anderen gleichsam zu Hause." — Zu seinem Thema übergehend, zeigt der aufgeklärte Denker die Wohltaten auf, welche durch den Handel der menschlichen Gesellschaft zufließen. „Durch ihn ist dasjenige allenthalben, was irgendwo ist. Für ihn arbeiten die Menschen und er belohnt ihren Fleiß mit Schätzen, er entwickelt ihre Kräfte und macht sich nicht nur ihre Arme, sondern auch ihren Geist, ihren Mut, ihre Tugenden, ihre Laster zugute. Jene Häfen, jene Kanäle, jene Brücken sind seine Werke. Das Gift unserer Köche und das Gegengift unserer Aerzte geht durch seine Hände. Durch ihn werde der Geist des gemeinen Besten wiederhergestellt, die Freiheit, auf welcher er beruhe, scheine, dank ihm, ihre glückliche Zurückkunft für die Menschen zu beschleunigen. Holland hat, seinem Handel zum Besten, den tyrannischen Gewissenszwang abgeschafft und die so vernünftige als wohlthätige Glaubensfreiheit unter seine Grundsätze aufgenommen. Der Handelsgeist wird vielleicht die Ungleichheit der Stände mit der Zeit aufheben, und jene Höhen, jene Hügel abtragen, die der Geiz und die Eitelkeit aufgeworfen hat. Der Handel ist zugleich die Schaufel, welche das gehäufte Geld wie das Getreide umsticht. Durch ihn lebt das Geld für die Menschen. Nun komme es aber auf den rechten Handelsgeist an. Man habe jetzt aus dem Kommerzwesen eine Wissenschaft gemacht. Die Phi-



Iosophie ist keine Bildhauerkunst mehr. Der Gelehrte ist aus dem Schatten der Büchersäule auf den Schauplatz der Natur, der gesellschaftlichen Geschäfte zurückgeworfen, er ist ein aufmerksamer Zuschauer, ein Schüler, ein Vertrauter des Bauern, des Handwerkers, des Kaufmanns und durch gemeinnützige Beobachtungen sein Gehilfe und Lehrer geworden. Es komme nun aber darauf an, den Kaufmann selbst zu bilden. Der Geist und die Sitten des Kaufmannes sollten durch Belohnungen aufgemuntert, durch Gesetze unterstützt und durch Beispiele erhalten werden. Man müßte ihr dadurch aufwecken, daß man aus seinem Beruf kein bloß gewinnstüchtiges Gewerbe, sondern einen angesehenen Stand mache. Die Zeiten für den Kriegsadel seien vorüber, die Taten der berühmtesten Helden werden uns bald wie die Abenteuer des Don Quixote vorkommen. (Noch im selben Jahre brach der siebenjährige Krieg aus.) Man verwüstet die Länder nicht mehr durch Eroberungen, sondern erobert sein eigen Land durch den Handel. Die Zeit ist nahe, da der Bauer und Bürger seinen Stand adeln wird. Belohnungen, Ehrenzeichen, Vorzüge des Kaufmanns, müßten demselben ein sichtbares Ansehen geben. Dank sei es dem (Zeit-) Alter, in dem wir leben!" Unsere Kaufleute dürfen ebensowenig Betrüger, als unsere Edelleute Ignoranten sein. Für die „Sitten der Kaufleute" müssen guter Glaube, Redlichkeit, Liebe zum gemeinen Besten die Triebfedern sein; der öffentliche Kredit ist die Seele des Handels, er beruht auf dem Vertrauen, so sich einzelne Bürger durch ihre Ehrlichkeit erworben haben, auf der Masse des Privatkredits. Die Tugend eines Kaufmanns sollte sich zu seinem Namen, wie die Ware zur Münze verhalten." — Besonders wendet sich Hamann gegen die bloße persönliche Habsucht, ihre Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit. „Der Strom mag untergehen, der Hafen verfallen, der Verdienst eines Jahres wird dem Gewinn eines Jahrhunderts vorgezogen ohne Gewissenszweifel. Aber eben die Laster, durch welche man ein Vermögen zusammengebracht hat, verkehren auch den Gebrauch desselben. Die Schreibstube ist eine Schule des Betrugers, des Geizes. was Wunder, wenn die Haushaltung ein Tempel der Unordnung und Schwelgerei ist!"

Nun ein ander Bild: Der Kaufmann, der sein Vaterland, das gemeine Beste und die Zukunft liebt, pflanzt Bäume, die seinen Enkeln den Schatten werfen sollen; er verabscheut jeden

Gewinnst wie einen Diebstahl, der dem gemeinen Besten zuwider ist. Der Kaufmann ist großer Empfindungen fähig, es ist der Mühe wert, ihn dazu aufzumuntern.

Von einzelnen Personen ist weiter zu schließen auf ganze Familien. Sie sind die Elemente der bürgerlichen Gesellschaft, deren Wohl ist mit den Tugenden und Lasten, mit dem Flor und Verfall gewisser Geschlechter verbunden. — Die Polizei verlegt solche Handlungen, welche die Reinigkeit eines fließenden Wassers verderben können, an den Ausfluß desselben und entfernt sie vom Eingang des Stromes in ihre Mauern. So sollte die Obrigkeit die Familien decken, deren Lauterkeit dem Verdruß des Neides und der Rache, der Bosheit ausgesetzt ist, sie als den Keil der Gesetze in ihren Händen ehrwürdig erhalten, — auf solche hingegen wachen, deren Absichten schon ein heimlich Gift für ihre Mitbürger mit sich führen. Gegen die schlechte Familien sucht wird aufgerufen der rechte Familiengeist. Jener Eigennuß, der ganze Geschlechter vereinigt, hat die schädliche Nachsicht für die Familienkinder ausgebreitet, denen man trotz ihrer Dummheit, Nichtswürdigkeit sich fast nicht untersteht Vorziehungen und Bedienungen (Ämter) abzuschlagen. Der rechte Familiengeist mache vermögend, unser Privatbestes über den öffentlichen Nutzen zu vergessen. Am wirksamsten war dieser Geist, als man den Grund zur Stadt legte, und die Mauern um selbige zeichnete. Und auch als jeden sein eigenes Haus zu beschäftigen anfang, wurden die Gedanken nicht vom allgemeinen Bau abgeleitet. Freilich sei die Gefahr eines Kapitals in solchen Händen, die es nicht selbst erworben, groß. Aber vielleicht seien noch einige Funken von dem Geist der ersten Stadtwohltäter in den Seelen weniger Geschlechter aufgehoben. Diese, die von ihren Voreltern die Grundsätze des Handels ererbt haben, sind anzusehen als die Dämme, welche den Lauf desselben in Sicherheit setzen, als die Leuchttürme, nach denen der irrende Schiffer sich richtet und über deren Anblick der Fremdling frohlockt. Solche Familien sollte man nicht untergehen lassen, sondern vielmehr vorziehen, . . . damit der Geist darin nicht sterblich werde. Denn mit ihnen steigt und fällt der Handel und sie werden unter den Trümmern desselben begraben.

Als Schlußstück seiner Beilage hat Hamann ein Blatt beigefügt, das ohne Namensnennung ein Geschlecht vorführt, in

welchem der rechte Familien- und Handelsgeist sich darstelle. Gemeint sind nach einer Briefnotiz: die Berens, und der Stil läßt Joh. Chr. als Verfasser vermuten. Die Familie habe vom Großvater her ihr Ansehen mit dem Besten des gemeinen Wesens genau verbunden. Auch dessen Sohn, des Schreibenden Vater, trieb den Handel ins Große. Den allgemeinen Handel, nicht den seinigen, sah er als das Erbteil der Seinigen an. Das Wort Publikum sprach er mit Ehrfurcht aus. Man hielt ihn für eigensinnig, man unterstand sich aber nicht, unter seinen Augen Niederträchtigkeiten zu begehen. Die Kinder dieses Bürgers erbten den Geist und die Grundsätze ihres Vaters, die sich vielleicht für unsere Zeiten nicht mehr schicken. Die Liebe zum Besten ist ihre Leidenschaft, wodurch sie ein Anstoß derjenigen werden, die in vergoldeten Kutschen fahren und sich mit der Beute des Handels putzen. Wenn diese Familie die Grundsätze ihres Vaters gegen die Mitzeiferer behaupten will, so wird sie genötigt, sich selbst zu ihrem Umsturz zu entschließen. Sie hat Nebenbuhler, denen alle Wege gerecht sind, Schilf zu ihren Dächern zu schneiden und betrügerische Bediente (Angestellte), welche die wenige Gefahr, so man jetzt läuft, wider die Gesetze zu handeln und die Leichtigkeit, sein Glück ohne guten Namen zu machen, verdorben hat.

Hamann hat mit Uebersetzung und Beilage seine Aufgabe gewiß im Sinn des Auftraggebers und Inspirators Berens gelöst. Uns ist dadurch ein Dokument überkommen, welches zeigt, wie der Geist der Aufklärung aus Hamanns Mund redet. Auch da verleugnet sich die Meisterschaft seiner Sprache nicht. — Die Richtung des Zeitgeistes zeigt sich aber schon darin, wie das merkantil Nützliche spiritualisiert, dann aber auch das Geistig-Moralische utilitarisiert wird, dieses nur nicht so gröblich, wie von Berens in den Bonhomien.

Die gemeinschaftliche Arbeit der Freunde fiel zu beiderseitiger Befriedigung aus. Hamann erzählt im Lebenslauf: „Der Schulstaub war mir verhaßt geworden, ich wollte und sollte mich dem nützlichen Geschmack der Zeit bequemen, Handel und ökonomische und politische Dinge treiben. Diese Wissenschaften gefielen mir wegen der Neuigkeit und dem Einfluß in das menschliche Leben. Ich hätte dieselben zu Nebendingen (neben dem Lehrberuf) mit mehr Füglichkeit wählen können, als metaphysische Systeme.“ Auf

der Hauslehrerstelle in Grünhof hat Hamann Spinoza und Locke studiert, dann auch Hume. Da hat er auch die Dangeuil-Arbeit zu Ende gebracht, zuletzt zwei Nächte daransetzend, um von seinen Stunden nichts abzubrechen. Er hatte nämlich sich wieder in seine Stellung in Grünhof zurückrufen lassen, weil er in Riga keinen Weg vor sich sah, etwas zu verdienen und nach Wunsch und Neigung gebraucht zu werden.

Nun aber machen die Berens ihm den Antrag, ganz in ihre Dienste zu treten. Gedacht wird an Führung englischer Korrespondenz und Unterricht eines jüngeren Bruders Berens. Er verhehlt seinem Freunde Rektor Lindner nicht seine Bedenken: seine schlechte Schrift, sein ungenügendes Englisch. Doch schreibt er: „Sie werden sich selbst erinnern, wie oft ich bedauert, nicht eine Nebensache aus den Wissenschaften gemacht zu haben und wie ich gewünscht, ein Kaufmann zu sein, noch ehe ich gewußt, welche Einsichten dazu gehören. Mein Eigensinn übrigens, insofern er aus meiner Gemütsart fließt, beruht auf zwei Stücken: Nichts oder alles, das Mittelmäßige ist meine Antipathie.“ In einem Brief an Arend Berens unterschreibt er alle Bedingungen. Da heißt es auch: „Ein Mensch, der sich bisher unter seiner Arbeit hat müssen besolden lassen, bringt eine gewisse Blödigkeit des Gewissens in eine Verbindung mit, die ihn auf einmal über seine Ansprüche und Verdienste belohnen soll.“

Auf Kosten der Berens soll er zunächst eine Reise tun, um sich aufzumuntern und mit mehr Ansehen und Geschick in ihr Haus zurückzukommen.

In Königsberg erhält er Geld und Vollmacht zu seiner Reise. Da besteigt er am 1. Oktober 1756 den Postwagen, am 14. April 1757 kommt er in London an. Aeußerlich ist der Weg geebnet, Empfehlungen von Johann Christoph öffnen ihm manche Häuser; in Berlin sucht er unter Gelehrten den Juden Moses Mendels-Sohn und Prof. Sulzer auf, der ihn in die Akademie einführt. Innerlich kann er nichts recht genießen, er ist tiefsinnig, ohne zu denken, unstätig und unzufrieden, gleich einem Flüchtling eines bösen Gewissens. Er fühlt sich im Zwiespalt. In Amsterdam weiß er nicht, ob er nach Handel oder Wissenschaften fragen soll. „Ich glaubte, daß sich jedermann vor mir scheuete, und scheuete selbst jeden.“ „Ich kann,“ schreibt er zurückblickend, „keinen



Grund davon angeben, als daß Gottes Hand über mich schwer war, daß ich ihn aus den Augen gesetzt . . . daß ich ungeduldet seiner Erinnerungen . . . meine Schuld nicht erkennen wollte . . . ich trug immer den Vorwurf gegen mich selbst herum, daß ich an meinem jetzigen Wechsel nicht wohlgehandelt hätte.“ Jedoch spricht er auch die Erkenntnis aus: „Ich sollte meine Bahn zu Ende laufen und das Ziel sehen meiner unbedachtamen Wünsche, meiner ausschweifenden Einfälle.“

Die Hoffnung, durch einen Marktschreier in London sich von einem Sprachfehler, dem Stottern, heilen lassen zu können, scheiterte an dessen hoher Geldforderung. „Ich mußte also meine Geschäfte mit der alten Zunge und mit dem alten Herzen anfangen.“ Die Geschäfte bestanden in irgend einem Auftrag beim russischen Gesandten, einem Fürsten Golizyn; näheres ist nicht aufzuhellen. „Man erstaunte,“ berichtete Hamann ohne allen Hehl, „über die Wichtigkeit meiner Angelegenheit, noch mehr über die Art der Ausführung und vielleicht am meisten über die Wahl der Person, der man selbige anvertraut hatte, man fing auch an, dreist seine Herzensmeinung zu entdecken über diejenigen, die mich gesendet hätten.“ Vielleicht hatte man in Riga von Joh. Chr. selbst abgesehen, weil der kein Englisch verstand, wie Hamanns Angabe in einem Brief an Lindner zeigt. 2. III. 65 (Petri II 326.) „Ich arbeitete endlich an einem Memorial an den russischen Abgesandten. Er benahm mir alle Hoffnung, etwas auszurichten.“ — Hamann ohne Rat, was zu tun, hält es damit, so wenig als möglich zu tun, um nicht die Unkosten zu häufen und sich durch übereilte Schritte Blößen zu geben. „Ich gab also alles auf,“ gesteht er. „Die leeren Versuche, in die ich durch Briefe, durch die Vorstellungen der Freundschaft und Erkenntlichkeit (wohl von Seiten der Berens) aufwachte, waren lauter Schein, faules Holz, Irrlichter, die Sumpf zu ihrer Mutter haben. Nichts als die Einbildungen eines irrenden Ritters und die Schellen meiner Narrenkappe waren meine gute Laune und mein Heldennut.“ Ohne musikalisch zu sein, brennt er darauf, das Spiel der Laute wieder zu treiben, obschon es ihm früher damit mißlich ergangen. Der einzige Lehrer dafür in London, hört er, lebe als ein Junker. Sein Wunsch setzt sich durch. „Wie sehr bin ich durch denselben gestraft worden!“ „Er wurde mein Vertrauter,

ich ging täglich bei ihm aus und ein, verzog mich in seine Nachbarschaft, er hatte sein eigenes Haus. — Er bot mir alles an.“ Hamann spiegelt sich bei dieser Vereinigung mit einem Menschen, der ohne Erziehungsgrundsätze war, die gute Absicht vor, ihm Geschmack und die letzteren einzulösen. „Ich Blinder wollte ein Wegweiser eines anderen sein, oder vielleicht ihn unterrichten, zierlich zu sündigen, Vernunft zur Bosheit zu drehen. . . . Ich danke dem lieben Gott, daß er mich lieber gehabt und daß er mich von einem Menschen losgemacht, an den ich mich wie ein Mühlenklave gekuppelt hatte, um einen gleichen Gang der Sünde mit ihm zu tun. — Ich fraß umsonst, ich soff umsonst, ich buhlte umsonst, ich rann umsonst; Völlerei und Nachdenken, Lesen und Büberei, Fleiß und üppiger Müßiggang wurden umsonst abgewechselt, ich schweifte in beiden, umsonst in beiden aus. Ich änderte in dreiviertel Jahren fast monatlich meinen Aufenthalt, ich fand nirgends Ruhe; alles war betrügerisch, niederträchtig, eigennützig Volk.“ Endlich findet er ein Zimmer bei sehr ehrlichen und guten Leuten. Er nennt das eine besondere Gunst der Vorsehung. „Ich habe gedacht, wozu mich Gott nicht eher dieses Haus hat finden lassen, das mich hätte früher retten können. Er weiß allein die Zeit, die beste Zeit, uns den Anfang seiner Hilfe zu zeigen. Wir, die wir nichts verdienen als Zorn und das Unglück, wonach wir ringen, murren mit Gott, warum er uns nicht eher helfen will, uns, die nicht wollen geholfen sein!

Ich hatte im vorigen Kaffeehaus einen verstopften Leib auf acht Tage lang bisweilen gehabt und einen erstaunlichen Hunger, der nicht zu ersättigen war. Ich habe das hiesige starke Bier als Wasser in mich gesoffen. Meine Gesundheit daher bei aller Unordnung der Lebensart und meines Gemütes ist wie ein göttliches Wunder, ja ohne Zweifel mein Leben selbst und die Erhaltung desselben. Ich habe in diesem Hause nicht mehr, ungeachtet es beinahe drei Monate ist, als höchstens viermal ordentliche Speise gehabt, meine ganze Nahrung ist Wassergrüße und einmal des Tages Kaffee. Gott hat selbigen außerordentlich gedeihen lassen und ich denke mit seinem Beistande solange als möglich dabei auszuhalten. Die Not ist der stärkste Beweggrund zu dieser Diät gewesen, diese aber vielleicht das einzige Mittel, meinen Leib von den Folgen der Völlerei wieder herzustellen.

Ich habe 150 Pfund Sterling hier durchgebracht und kann wohl nicht weiter gehen. Meine Schulden in Livland und Kurland belaufen sich also ziemlich über 300 Pfund Sterling. Ich habe kein Geld mehr und meine Uhr meinem Wirt gegeben. Die Gesellschaft des gedachten Buben hat mir viele unnütze Ausgaben gemacht, mein öfteres Ausziehen und Umziehen hat mich gleichfalls viel gekostet; ich habe zwei Kleider, davon eines, die Weste, ziemlich reich besetzt — und einen Haufen Bücher mir angeschafft . . . Gott hat mir eingegeben, mir gleichfalls eine Bibel anzuschaffen, nach der ich mit vieler Hitze herumliefe, ehe ich eine nach meinem Sinne finden konnte und von der ich ein sehr gleichgültiger Besitzer bisher gewesen. Meine Einsamkeit, die Aussicht eines völligen Mangels und des Bettlerstandes . . . kurz, die Dürre meiner Umstände und die Stärke meines Kummers entzogen mir den Geschmack meiner Bücher. Sie waren mir leidige Tröster, diese Freunde, die ich nicht glaubte entbehren zu können, für deren Gesellschaft ich so eingenommen war, daß ich sie stets als die einzige Stütze und Zierde des menschlichen Schicksals ansah.

Unter dem Getümmel aller meiner Leidenschaften, die mich überschütteten, hat ich Gott um einen Freund, um einen weisen, redlichen Freund, dessen Bild ich nicht mehr kannte. Ein Freund, der mir einen Schlüssel zu meinem Herzen geben konnte, den Leitfaden von meinem Labyrinth — war öfters ein Wunsch, den ich tat, ohne den Inhalt desselben recht zu verstehen und einzusehen. Gottlob, ich fand diesen Freund in meinem Herzen, der sich in selbiges schlich, da ich die Leere und das Dunkle und das: Wüste desselben am meisten fühlte. — Ich hatte das Alte Testament einmal zu Ende gelesen, und das Neue zweimal, wenn ich nicht irre, in der Zeit.

Weil ich also von neuem den Anfang machen wollte, so schien es, als wenn ich eine Decke über meine Vernunft und mein Herz gewahr würde, die mir dieses Buch das erste Mal verschlossen hätte. Ich nahm mir daher vor, mit mehr Aufmerksamkeit und mehr Ordnung und mit mehr Hunger dasselbe zu lesen, und meine Gedanken, die mir dabei einfallen würden, aufzusetzen.

Dieser Anfang wurde . . . mit mehr Aufrichtigkeit als ehemals, den 13. März, von mir gemacht. Je weiter ich kam, je



neuer wurde es mir, je göttlicher erfuhr ich den Inhalt und die Wirkung desselben. Ich vergaß alle meine Bücher darüber, ich schämte mich selbige gegen das Buch Gottes jemals verglichen, jemals sie demselben zur Seite gesetzt, ja jemals ein anderes demselben vorgezogen zu haben.

Ich fand die Einheit des göttlichen Willens in der Erlösung Jesu Christi, — daß alle Geschichte, alle Wunder, alle Gebote und Werke Gottes auf diesen Mittelpunkt zusammenliefen: die Seele des Menschen aus der Sklaverei, Knechtschaft, Blindheit, Torheit und dem Tode der Sünden zum größten Glück, zur höchsten Seligkeit und zur Annehmung solcher Güter zu bewegen, über deren Größe wir noch mehr als über unsere Unwürdigkeit oder die Möglichkeit, uns denselben würdig zu machen —, erschrecken müssen, wenn sich uns selbige offenbaren. Ich erkannte meine eigenen Verbrechen in der Geschichte des jüdischen Volkes, ich las meinen eigenen Lebenslauf und dankte Gott für seine Langmut mit diesem seinem Volk, weil nichts als ein solches Beispiel mich zu einer gleichen Hoffnung berechtigen konnte. Vor allen anderen fand ich in den Büchern Moses eine seltene Entdeckung: daß die Israeliten, so ein ungeschlacht Volk sie uns vorkommen, in einigen Fällen nichts als das von Gott ersuchten, was Gott willens war für sie zu tun, daß sie ebenso lebhaft ihren Ungehorsam als je ein reuender Sünder erkannten und ihre Buße doch gleichwohl ebenso geschwind vergaßen — in der Angst derselben aber um nichts als einen Erlöser, einen Fürsprecher, einen Mittler anriefen, ohne den sie unmöglich Gott weder recht fürchten, noch recht lieben konnten. — Mit diesen Betrachtungen, die mir sehr geheimnisvoll vorkamen, las ich den 31. März abends das V. Kapitel des V. Buches Moses; es enthält die Wiederholung der zehn Gebote Gottes durch Moses an das Volk Israel — ich verfiel in tiefes Nachdenken, dachte an Abel, von dem Gott sagte: „Die Erde hat ihren Mund aufgetan, um das Blut deines Bruders zu empfangen.“ — Ich fühlte mein Herz klopfen, ich hörte eine Stimme in der Tiefe desselben seufzen und jammern, als die Stimme des Blutes, als die Stimme eines erschlagenen Bruders, der sein Blut rächen wollte, wann ich selbiges bei Zeiten nicht hörte und fortführe, mein Ohr gegen selbiges zu verstopfen; daß eben dies Kain unstätig und flüchtig machte. Ich fühlte auf

einmal mein Herz quellen, es ergoß sich in Tränen und ich konnte es nicht länger, ich konnte es nicht länger meinem Gott verhehlen, daß ich der Brudermörder, der Brudermörder seines eingeborenen Sohnes war.“

Wie kommt der Beichtende in solche Gedankenbahnen? — Vor dem Bild des Israelitenvolkes, des ersten Brüderpaares geht er in sich. Ja in sich. Sich hat er als unstäten Kain gefühlt und erkannt. An wessen Leben hat er sich denn versündigt? An seinem eigenen! Sein Ich, sein besseres Ich, ist es, das er kalt und totgemacht hat. Den Christen, ja den Christus in sich, hat er niedergemacht. „Was ihr getan habt dem geringsten der Brüder Christi, auch dem Bruder Christi in euch selbst, das habt ihr ihm getan.“ — So versteht sich die doppelte Anklage in einem Atem: ich bin der Brudermörder — meiner selbst — und der Brudermörder des eingeborenen Sohnes meines Gottes.

Nach dieser großen Stunde mit dem fünften Mosesbuche, fährt der vom Geist Gottes Erleuchtete in Lesung des göttlichen Wortes fort und bringt, was am 13. März begonnen, ununterbrochen den 21. April zu Ende. Nun schreibt er: „Ich fühle mein Herz gottlos ruhiger, als ich es jemals gehabt . . . Wenn ich das große Gute, die unschätzbare Perle, den Preis, zu dem mich Gott hat geboren werden lassen, von ihm erhalten, wie sollte ich an der Regierung meines ganzen Lebens jetzt zweifeln! Ich überlasse mich seinem weisen und allein guten Willen. Ich kenne die Blindheit und dies Verderben des meinigen jetzt ja zu sehr, als daß ich denselben nicht verleugnen sollte. — Ich habe diese Gedanken über meinen Lebenslauf für mich selbst oder für meinen lieben Vater und Bruder aufgesetzt, und daß selbige den letzteren oder meinen Freunden zur Durchlesung dienen mögen. Ich habe in demselben mit Gott und mit mir selbst geredet, den ersten in Ansehung meines Lebens gerechtfertigt und mich angeklagt, mich selbst darin angegeben und entdeckt . . . Gott hat mich aus einem Gefäß in das andere geschüttet, damit ich nicht zuviel Hefen ansetzen und ohne Rettung versauern und stinkend werden sollte! Alles muß zum Besten dienen; da der Tod der Sünde zu unserem Leben gereicht, so müssen alle Krankheiten derselben zur Erfahrung, zum Beispiel und — zur Verherrlichung Gottes dienen. Wer die Reisekarte der Israeliten mit meinem Lebens-

lauf vergleichen will, wird sehen, wie genau sie miteinander übereinstimmen. Ich glaube, daß das Ende meiner Wallfahrt durch die Gnade Gottes in das Land der Verheißung mich führen wird...

Meine Gesundheit und mein Leben, ich wiederhole es, ist ein Wunder und ein Zeichen zugleich, daß Gott nicht an meiner Besserung noch an meiner künftigen Brauchbarkeit zu seinem Dienst gezweifelt hat. Mein Sohn! gib mir dein Herz! Da ist es, mein Gott! Du hast es verlangt, so blind, so hart, selbstig, verkehrt, verstockt es war. Reinige es, schaffe es neu und lasse es die Werkstatt deines guten Geistes sein. Es hat mich so oft getäuscht, als es in meiner Hand war, daß ich selbiges nicht mehr für meines erkennen will. Es ist ein Leviathan, den du allein zähmen kannst, durch deine Einwohnung wird es Ruhe, Trost und Seligkeit genießen."

Nun erlebt der Emporgehobene auch gleich, wie Gottseligkeit zu allen Dingen nütze sei — an Kleinigkeiten: „Ich bin seit kurzem von zwei bösen Gewohnheiten, ohne zu wissen wie, losgekommen, dem Tabakschnauben und dem späten Aufstehen, woran mein langes Nachtsitzen schuld war und das meinen Augen so nachtheilig gewesen. — Die ganze Bibel scheint recht zu dieser Absicht geschrieben zu sein, uns die Regierung Gottes in Kleinigkeiten zu lehren... So sehr ist unsere Religion für unsere Bedürfnisse, Schwachheiten und Mängel eingerichtet, daß sie alle diese zu Wohltaten und Schönheiten verwandelt. — Alles wider uns als unbekehrte — alles mit uns, selbst das, was wider uns war und ist, als gläubige Kinder Gottes! Alles, was der irdischen Vernunft unwahrscheinlich und lächerlich vorkommt, ist dem Christen unumgänglich, unwiderleglich gewiß und tröstlich. Was die Vernunft unterdrückt und verzweifeln und verzagt macht, richtet uns auf und macht uns stark in Gott."

Der großen Lebensbeichte vor seinem Gott läßt der Aufrichtige nun auch eine Beichte vor einem Menschen folgen. Er geht zum Pastor Patius von der Savon-Kirche, der für den kommenden Sonntag Kommunion angemeldet hat und entdeckt ihm sein Herz und seine Umstände. „Er drang darauf, ich sollte England verlassen; — Gott gab diesem Mann viel Gnade mir ins Herz zu reden und half mir ebenfalls, ihn zu hören und zu antworten.“ „Ich hielt mich sehr lange bei ihm auf.“ Erst des Pastors sehr



verlegene Miene treibt den Säumigen fort. Wieder zeigt sich Gottes wunderbare Führung: das „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen.“ Kaum auf der Straße angekommen, hört Hamann seinen Namen sich nachrufen. Es ist H. Lüders, der Sekretär des russischen Gesandten, der ihn aufzufinden gewünscht hat, weil er Briefe von Joh. Chr. Berens aus Petersburg für ihn erhalten. Er will mit ihm gleich nach der Stadt. Auf dem sehr engen Fußsteig ausweichend, fällt Hamann zur Erde, an einem unbeachteten Pfosten, an dem er sich hätte den Kopf zerschlagen oder den Arm verstauchen können; ein Wunder, wie er nicht Hut und Perücke verloren! Er muß umkehren, weil er sich besudelt — alles dieses, damit er nach Hause sollte. Von da geht er bald wieder aus, um den Vater eines jungen Engländers aufzusuchen, den er in Riga gekannt, und etwas neues zu hören und Rat und Hilfe durch ihn zu erlangen. Herr Vernizobre hört mit Freuden seinen Namen, da er so jetzt den Vater Hamanns erfreuen kann mit der Nachricht, endlich den verlorenen Sohn gefunden zu haben. Den englischen Brief des Bruders und die kleine Beilage des Vaters kann er vor der Fülle seiner Herzensempfindungen gar nicht lesen. Dem Alten hat Gott ein Kreuz auferlegt mit dem Verlust seines Gedächtnisses: „Mein Vater“ ruft der Sohn aus, „habe ich die Strafe nicht verdient, die du trägst.“ Er tröstet sich; das Zeugnis des heiligen Geistes in unseren Seelen hängt von keinem Gedächtnis ab und, wenn wir alles vergessen, so arbeitet Jesus Christus, der Gekreuzigte, alle Weisheit und alle Kraft, alle Vernunft und alle Sinne. Er ist . . . die Quelle der Bewegung, die so wenig in einem Christen stille stehen kann, als der Puls in einem lebenden Menschen. Der Christ allein aber ist ein lebender Mensch, weil er in Gott lebt und mit Gott lebt — ja für Gott. Durch einen Gang zum Heiligen Abendmahl fühlt er sich sehr aufgerichtet und zum geistlichen Leben in Gott gestärkt.

Die Entschließung, nach Riga zurückzugehen, wird bei ihm immer mehr gegründet. Er meldet sich schon bei allen seinen Freunden an. — Wie Ausläuten einer Kirchenglocke klingt nun der Abschnitt mit der Ueberschrift: Den 25. Juni, am 5. Sonntag nach Trinitatis, Lukas V. „Das wird vermutlich der letzte Sonntag, den ich in England feiern soll . . . Das Evangelium von Petri

Fischzug schickt sich nun desto mehr zu meiner Abreise, weil ich zu Schiffe gehen soll.“ — Die Predigt hat wohl einen Hörer getroffen, wie keinen anderen. Sie bot fünf Haus- und Lebensregeln dar: 1. Die Uebung in Gottes Wort ist kein Hindernis unseres zeitlichen Berufes, sie räumt vielmehr alle Hindernisse der Trägheit, Unmäßigkeit, Unordnung aus dem Wege. 2. Treue in unseren Geschäften, die Fischer in ihrem Beruf. 3. Der Mut in allen Versuchungen, eine ganze Nacht verlorener Arbeit, Unwahrscheinlichkeit in Gottes Wegen, Furcht, sich auf die Höhe des Lebens zu wagen, das reizende Netz, das sinkende Schiffelein. 4. Die Demut: Gehe aus von mir, ich bin ein sündiger Mensch. 5. Die Verleugnung alles zeitlichen Vorteils — wie die Jünger hier alles verließen. — Der Nachmittagsdienst schließt mit den zwei letzten Versen des Liedes: „Ich ruf zu Dir, Herr Jesu Christ“; in dem seien die Sehnen und Muskeln des Glaubens recht nach dem Leben ausgedrückt.

Am 27. Juni muß Hamann unvermutet schnell aus London aufbrechen, noch gibt es allerlei Widriges. Falsche Nachricht über den Abgang des Schiffes, Bedrohung durch einen räuberischen Matrosen, acht Tage Warten auf die Abfahrt, Sturm im Kattegatt. Dann aber kann es doch heißen: „Am 27. Juli bin ich unter göttlicher Gnade in Riga glücklich angekommen, bei Herrn Karl Berens abgetreten, wo ich mit aller möglichen Freundschaft und Zärtlichkeit bewillkommenet worden. Ungeachtet meiner Zerstreuung, schenkte mir Gott Wollen und Vollbringen, denselben Sonntag darauf, den fünften Sonntag nach Trinitatis, zum heiligen Abendmahl zu gehen, woben ich nicht ohne Rührung bewundern mußte, daß mich Gott mit demselben Evangelio vom reichen Fischzug Petri empfing, mit dem ich aus England Abschied nahm!“

Aus einem Livländischen Almanach für das Jahr 1758 (auf der Stadtbibliothek in Riga ist er zu finden), kann man sich des vergewissern, daß — zufolge der verschiedenen Ostertermine des alten und neuen Stils — der fünfte Sonntag nach Trinitatis jenes Jahr für Riga um 35 Tage später fiel als für London. Dieses Erlebnis ist Hamann noch nach einem Menschenalter unvergessen. Er schreibt 1786 dem Freunde Jakobi: „Der gestrige Sonntag ist einer der feierlichsten meines Lebens . . ., mit dem Evangelio vom Fischzuge Petri verließ ich 1758 England und

mit demselben Evangelio kam ich in Riga an . . . Ich lag" — er lebte damals in Königsberg — „die ganze Predigt über mit dem Kopf auf einen Stock gestützt und ließ den Tränen ihren Lauf, die mehr aus Dank und Freude, als aus Reue flossen.“

Als reife Früchte dieser Londoner Läuterungszeit hat Hamann, außer der Niederschrift seines Lebenslaufes, noch andere Blätter voll großer und heiliger Gedanken nach Riga gebracht. Ihre Ueberschrift lautet: „Biblische Betrachtungen eines Christen.“ Manche Abschnitte gelten da ganzen biblischen Büchern, manche einzelnen Bibelstellen. Gedruckt ist bisher nur Auserwähltes. Die ganze Handschrift besitzt jetzt Prof. Arnold-Breslau. Wir geben Proben: Vom Erlebnis des Elias bei der Horabhöhle heißt es: Der Gott, der den Sturm, das Erdbeben, das Feuer zu seinem Boten gewählt, wählt eine stille leise Stimme zum Zeichen seiner Gegenwart. Diese Stimme hört ein Elias, der den Sturm, das Erdbeben, das Feuer gesehen und gefühlt hatte, unbewegt, diese Stimme hört ein Elias und verhüllt sein Gesicht im Mantel. Dies ist die stille leise Stimme, die wir mit Zittern in Gottes Wort und in unseren Herzen hören.“

Zum Propheten Nahum wird angemerkt: „Nächst dem Reichthum Gottes in der Natur, der aus Nichts entstand, ist keine größere Schöpfung als diese — der menschlichen Begriffe und Empfindungen zu himmlischen und göttlichen Geheimnissen; diese Allmacht der menschlichen Sprache zu den Gedanken der Cherubim und Seraphim. Wie schwellen, wie glühen, wie rauschen die sinnlichen Eindrücke — zum Gefühl und Augenschein des Glaubens und des Geistes! Jede einzelne Traube des göttlichen Wortes ist eine ganze Weinernte für den Christen.“ — Selbst der Tatsache, daß Paulus den Vers eines griechischen Weisen anführt (er nennt ihn „Prophet“): „Die Kreter seien immer Lügner, böse Toren und faule Bäume,“ weiß Hamann weittragende Gedanken abzugewinnen. „Wie alle Hilfsmittel den Christen geheiligt sind, die zur Ausbreitung des Evangeliums anzuwenden! Vornehmlich ist eine Kenntniss des moralischen Charakters und ein Geschmak der Sitten dazu notwendig. Die Poeten helfen dazu und sind die größten Proben, die uns die Denkungsart und die Neigungen der Menschen und eines Volkes aufschließen und am getreuesten und stärksten malen. Die Zeugnisse der menschlichen Kunst, Wissen-



schaft und Geschichte dienen alle zum Siegel der Offenbarung und man hat als Christ so wenig Ursache, dieselben zu veräußen und aufzuheben, als Paulus, seinen Ueberrock in Troas im Stich zu lassen. Paulus tat einem Dichter die Ehre an, ihn einen Propheten seines Volkes zu nennen. — Die wahre Poesie ist eine natürliche Art der Prophezeiung.“

Eine andere Gedankensammlung aus der Zeit trägt den Titel *Brocken*. „Ein Heer von Volk,“ heißt es da, „wird von fünf Gerstenbrotten überflüssig gespeist . . . so reich, daß mehr Körbe davon übrigbleiben, als sie Brote empfangen hatten. Wir sehen eben dieses Wunder des göttlichen Segens in der Menge der Wissenschaften und Künste. Was für ein Magazin macht die Geschichte der Gelehrsamkeit aus? Und worauf gründet sie sich? Auf fünf Sinne, auf fünf Gerstenbrote, die wir mit den unvernünftigen Tieren gemeinschaftlich besitzen! Nicht nur das ganze Warenhaus der Vernunft, sondern selbst die Schatzkammer des Glaubens, beruht auf diesem Stock . . . Wir leben hier von Brocken. Unsere Gedanken sind nichts als Fragmente. Ja, unser Wissen ist Stückwerk. Ich denke, mit göttlicher Hilfe gegenwärtige Blätter zu einen . . . Körbe zu machen, worin ich die Früchte meines Lesens und Nachdenkens in losen und vermischten Gedanken sammeln will.“ — So will Hamann auch ein gehorsamer Jünger sein dem Jesuswort: „Sammelt die übrigen Brocken, daß nichts umkomme.“ — *Colligite quae superaverunt fragmenta, ne pereant, laudet es in der vulgata.*

Auch die Fragmente von Kirchenliedern haben Hamanns Denken in Schwingung gebracht. Er schreibt zu den Zeilen:

Wir bleiben fort,  
So hier als dort  
Vereint und ungeschieden.

„Diese genaue Vereinigung mit Gott ist der Vorschmack des Himmels, und der Himmel selbst ist die letzte Sprosse der Leiter, welche die Erde mit dem Throne Gottes vereinigt. Eine ungleich vollkommenere Einigkeit herrscht als die zwischen Seele und Leib. Wenn jene — in Vergleichung Gottes selbst — nichts

ist als ein Hauch Gottes, wie groß muß Gott selbst sein; wie groß werden wir durch ihn werden, wie selig in ihm!"

Ueber diese Londoner Schriften urtheilt der erste Hamann-Kenner unserer Tage, Prof. Unger, jetzt neuerer Literaturhistoriker in Königsberg: sie seien Ausdruck erschütternder, äußerer und vor allem innerer Erfahrungen, durchglüht vom heißen Atem gleichzeitigen Erlebens. Sie erzählen nicht Vergangenes, Fertiges, seelisch völlig Verarbeitetes, sie wollen nicht belehren, berichten, dieje oder jene Tendenz vertreten, sondern sie strömen unmittelbar hervor aus der glutflüssigen inneren Werkstatt, in der sich eben das Ungeheure begeben hat und noch begibt... Diese geheimen Aufzeichnungen des Verlassenen und fast Verlorenen, der in der fremden Weltstadt, in jedem Sinne, am Rande des Abgrundes, einsam mit seinem Gott und den letzten Fragen alles Menschenseins ringt, spiegeln fern von aller Tendenz und allen nächsten Zwecken groß, frei, schlicht und wahrhaftig werdendes inneres Leben. Es sind im Grunde nicht sowohl hermeneutische Betrachtungen, als — durch das Bibelwort angeregte und am Bibelwort genährte religiös-sittliche Inspirationen im Sinne der ästhetischen und mystischen Theologie, d. h. Kontemplationen εἰς εαυτὸν Anschauungen seiner selbst; tiefbewegte Selbstgespräche, oder Selbstgespräche in der Weise des Gebetes; Zwiegespräche mit Gott — der so oft angeredet oder angerufen wird — und mit dem eigenen trostbedürftigen Herzen. Wunderfame Denkmale sind diese Schriften eines eifervollen Kämpfers um Eingebung und höhere Erkenntnis — und beseligende Empfängnis derselben. „Frühlingschreie eines Knechtes aus der Tiefe und entzücktes Nachstammeln der mystischen Antwort aus der Höhe. Und so ist auch die Sprache nichts weniger als die des gelehrten Exegeten, sondern die schlicht gewaltige des mit Herz und Sinn forschenden Menschen und des begeistert kündenden Sehers.“

Der Tisch, an dem diese, vom Hauch des Heiligen geweihten Schriften entstehen, stand in einem Kaffeehaus des großen Sodoms London! —

Welcher Wechsel, als Hamann nun wieder Hausgenosse bei Karl Berens wird! Ein Vagabund, der wieder Tisch und Bett in edlem Hause hat! — Das halbe Jahr dieses seines zweiten Rigaschen Aufenthalts (vom 27. Juli bis jedenfalls zum 9. Januar

1759) bildet das Schlußkapitel in der Niederschrift seines Lebenslaufes. Bedeutfam genug sollte es werden!

Außerlich gibts die ebenste Bahn! — Der Lebenslauf berichtet: „Meine Geschäfte im Hause meines Wohltäters haben bloß in einem Briefwechsel mit seinem Bruder, in dem Unterricht der ältesten Tochter des Hauptes unserer Familie — das ist Arend Berens — und einer kleinen Handreichung eines jüngeren Bruders, der auf dem Comptoir ist und Georg heißt, bisher bestanden.“ Des Briefwechsels Partner ist wohl Johann Christoph Berens, der in Petersburg die Stadt Riga vertrat. Georg, den Hamann als seinen Freund und Bruder ansieht, lehrt er ein wenig Französisch. Herrn Arends Tochter, die Johanna Sophie, hat er lesen zu lehren. Nicht gewöhnlich wie der Lehrer, ist auch das Kind. Hänschen, so nennt er gerne seine achtfährige Schülerin, wird ihm genommen. Da will er einen Besuch tun, darum zu betteln, daß man es ihm höchstens ein paar Stunden des Tages wieder anvertraute. „Wollen Sie mir glauben, daß ich ganze halbe Stunden herumgehen kann, um mich zu den Lektionen, welches die möglichst leichtesten sind, vorzubereiten und nachzubereiten, daß ich so sage.“ So schreibt er dem Hauslehrer Lindner in Grünhof in einem Brief, der bei Hobbes Philosophie anhebt und das Jesuswort: „Weide meine Lämmer“ hervorhebt. Als sein eigener Bruder in Riga an der Domschule angestellt wird und dann auch diese Privatstunden überkommt, schreibt er ihm: „Ich weiß und habe es schon gewußt, wieviel ich Dir an Hänschen schon aufgegeben.“

Schließlich ist Hänschen noch zu der Ehre gekommen, mehrfach in Hamanns und Herders Briefwechsel genannt zu werden. Herder, der sie 1765 in einem Kreise unterrichtet, erwähnt, daß, wie er höre, Hamann ihr den ersten Gusto beigebracht habe und rühmt seinerseits: „Es ist ein Kind von vielem Geist und Feuer,“ was Hamann in seiner Antwort mit vollster Zustimmung unterschreibt. Am Martinstage 1768 meldet Herder, es sei heute Hochzeitstag der kleinen Miß Berens mit ihrem Cousin Schwarz (Adam Heinrich, zur Zeit Kaiser Pauls ist er wortführender Bürgermeister). Dabei erwähnt der Schreiber, er selbst sei mit seiner Schülerin, wie man in Riga sagte, „ausgebracht“. Nicht erwähnt der junge Dichter, daß er im Hause bei der Hochzeitsfeier vorgetragen und überreicht



habe: „Drei moralische Lieder, dem moralischen Schwarz und Berenschen Brautpaar zum freundschaftlichen Denkmal verehrt.“ Das eine dieser Lieder, das Wiegenlied, hat Herder selbst verfaßt.

Im Park von Schwarzenhof ist auch heute der Anfang einer Allee zu bewundern, die sich dann auf eine Wiese hinaus fortsetzt, der Philosophengang genannt. Broge notiert auf einer seiner Zeichnungen zur Umgegend Rigas den „philosophischen Gang“. — Wem zu Ehren ist dieser Name dem hohen grünen Hallengang gegeben? In Königsberg hieß so schon die Allee, in welcher Kant von 4—6 Uhr zu lustwandeln pflegte. — So schreibt Hamann 1786 an den Professor der praktischen Philosophie Kraus: „Ich ging heute Abend auf dem philosophischen Gang, um Herrn Professor Kant zu begegnen, den ich zu Hause zu stören befürchtete.“ Es liegt nahe zu vermuten, daß der Königsberger Name ein Echo in Riga gefunden hat. Aber seit Hamanns oder erst seit Herders Tagen? Darüber wußten bisher unsere Kenner der Stadtgeschichte nichts. Jetzt steht aber in Arend Buchholz Geschichte der Rigaschen Familie Schwarz zu lesen (p. 418), was Frau Marie Groß, geborene Schwarz, deren Erinnerung bis auf 1825 zurückgehen, ihrer Zeit niedergeschrieben hat: „Von diesem Hause“ (dem Brankhaus), schreibt sie, „geht es in den philosophischen Gang, der seinen Namen von Hamann hat, dem Freunde Herders, der eine Zeitlang in Riga gelebt.“ Es war somit recht begründet, wenn man in unseren Tagen, da, wo jener Laubgang ausmündet, auch eine Straße und eine Schule mit Hamanns Namen benannt hat. \*)

Die erste Hamann-Schülerin in Riga, das Hänschen, ist die Großmutter des seinerzeit so hoch angesehenen Dr. med. Johann Christoph Schwarz und dessen Bruders, des Staatsrat Wilhelm Schwarz. So haben denn von dem Feuergeist, dessen Pfleger und Hüter Hamann und Herder gewesen, die Erbfunken sich erhalten können, schon durch vier Geschlechter!

Vom Kinde her mögen wohl Funken auch in des Lehrers Seele hineingesprüht sein für Augenblicke; was von einer reifen

\*) Riga Stadtbibliothek. Broges folianten VII p. 111 zu einem Bilde: Diese Gegend liegt an der Düna ohnweit Riga am Ende des sogen. philosophischen Ganges, von welchem man bei a einen Teil sieht. Das Höfchen ist dem Ratsherrn Dresden zuständig. In Boethführs Ratslinie (Riga 1827) fehlt Dresden, aber laut Buchholz „Sammlungen“ wurde er 1787 Ratsherr und † 1806.

Jungfrau aufleuchtete, wurde zur Flamme, nährend, zehrend, nie verlöschend!

Katarina Berens stand im Alter gerade zwischen dem Bruder Karl und Johann Christoph. Ihr war einst häuslicher Unterricht versagt worden — durch die unparteiische Gesetzesstrenge des Rates. Sechs Familien der Patriziate: Berens, Schwarz, Zuckerbecker, Barclay de Tolly, Poorten, Ottingen reichen 1742 eine Supplik ein, man möge den Hauslehrer ihrer Kinder, einen Rigenſer, ihnen belassen; die Anzahl ihrer Kinder sei so bedeutend, daß man nicht einmal den benötigten Anspann hätte, sie zur Schule zu führen, auch tragen sie Bedenken, ihre Töchter wegen der ihnen convenablen Sittsamkeit in eine öffentliche Schule zu schicken. — Aber der Rat verweist sie an die deutschen Schulhalter.

Als Hamann aus London zurückgekehrt, bei Herrn Karl Berens abtrat, leitete Katarina dem Bruder das Hauswesen, in dem es auch noch jüngere Geschwister zu erziehen gab. Sie war damals fast 31 Jahre alt, also drei Jahre älter als der Hausgenosse. Es hat sich die Kunde erhalten, daß die Mutter dieses Geschlechtes der Berens ihren Kindern aus der alten Hauspostille von Cassenius vorgelesen habe. Das war ein Theologe kirchlich praktischer Richtung, der z. B. einen Predigtband betitelt: Heilige Moralia über die Evangelien und Episteln (1688). Katarina Berens scheint frommen Sinnes gewesen zu sein. Aus Hamanns Briefen jener Zeit spricht festes und frohes Christentum, er schreibt seinem Bruder (August 1758): „Du wirst mich als keinen Kalmäuser antreffen, wann ich die Freude haben sollte, Dich zu sehen. Ich lebe jetzt mit Lust und leichtem Herzen auf der Welt . . . Seitdem ich Gottes Wort als Arznei, als den Wein, der allein unser Herz fröhlich machen kann und unser Gesicht glänzend wie Oel, als das Brot, das des Menschen Herz stärkt, kennen gelernt habe, bin ich weder ein Menschenfeind, noch hypochondrisch, noch ein Ankläger meiner Brüder, noch ein Ismael der göttlichen Regierung mehr.“ — Am Ernst der Selbstprüfung mangelte dabei nicht. Zum 2. Advent merkt der Lebenslauf den Gang zum Nachtmahl an, wohl in der Petrikirche. Tags zuvor war die Beichte mit sehr vieler Rührung bei Pastor Essen, der die Stelle des kranken Beichtvaters Gericke vertrat. Den Abend des Bußtages, zwischen dem 2. und 3. Advent, bringt der

Hausgenosse der Berens mit einem Briefe zu, dessen Inhalt ihm immer merkwürdig sein soll, wie er schreibt, mit dem Zusatz: „Gott sei mir armen Sünder gnädig und wolle mich nicht selbst verwerflich sein lassen, indem ich anderen predige.“

In jener Zeit hat — wie es scheint — einer der jüngeren Brüder Berens sich etwas zuschulden kommen lassen, und sich dann, ohne Vorwissen der älteren Brüder, nach Königsberg begeben. Am 3. Advent sind die Familienglieder beisammen — ausnahmsweise allein Hamann wird so ganz zur Familie gezählt, daß er auch über den Verlauf dieser Sorgen in seinen Briefen und seinem Lebenslauf berichten kann: Mißmutig setzt man sich zu Tisch. Man beschließt, Johann Christoph in Petersburg vom Geschehenen in Kenntniss zu setzen, was Katarina tun soll. „Ich ersuchte sie,“ berichtet Hamann, „so gelind als möglich an ihren Bruder zu schreiben und bot mich selbst an, hierin behilflich zu sein, welches sie sehr geneigt anzunehmen schien.“

Hochachtung und Geistesgemeinschaft hatte gewiß alsbald Hamann und Katarina einander nahe gebracht. Das jetzt gemeinsam zu durchlebende schmerzliche Ereignis bringt sein — vielleicht auch ihr — Blut in Wallung. Er bringt den folgenden Tag in großer Unruhe hin. Abends treiben ihn lauter dunkle Empfindungen frühe in seine Stube. Nach Lesung einiger Kapitel im Hiob und einiger Psalmen (12—20?) geht er zu Bett. „Ich dachte an meines Freundes Schicksal,“ schreibt er, „und dankte Gott, von dergleichen Anfechtungen des Fleisches überhoben zu sein und bat ihn aufs Künftige. Soviel bin ich mir bewußt, daß ich nicht geschlafen; ob ich wie ein recht Wachender gewesen, oder wie, davon weiß ich nichts. Ich hörte eine Stimme in mir, die mich über den Entschluß, ein Weib zu nehmen, frug und aus Gehorsam gegen ihn, — ich redete nicht ein Wort, es kam mir aber vor, als ob ich mit einem Geschrei aufspränge und schrie: „Wenn ich soll, so gib mir keine andere als die Schwester meines Freundes.“ Es schien mir, als wenn ich die fröhliche Versicherung mit einer feierlichen Stimme hörte, daß es eben die wäre, so für mich bestimmt, so lange und so wunderbar aufgehoben! — Ich habe mich der Ehe aus vernünftigen Torheiten anfänglich begeben, ich habe den ehelosen Stand als die Züchtigung meiner Jugendsünden gerne auf mich nehmen wollen und Gott darum

gebeten, auch meinen Leib zu einem Opfer zu machen, das lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei . . . Ja, weil Gott mit einer besonderen Vorsicht durch seine Engel über mich gewacht, daß ich zu keiner fleischlichen Vermischung habe sündigen können.“ . . . So steht er mit dem Gedanken auf, zu heiraten. Nachdem er seines Vaters Zustimmung erhalten, meldet er dem Freunde in Petersburg in einem Briefe, daß er dessen Schwester heiraten wolle. „Ich schickte denselben hinunter und ersuchte sie, entweder die zerrissenen Stücke davon mir zuzuschicken oder ihn unter Kuvert einzuschließen. Sie hat das letztere getan.“ — So berichtet er dem Vater in einem Brief, in dem er noch sagt: „Sie bekommt nichts mit mir, ich fordere aber auch nichts von ihr. Sie soll die Haushälterin ihres Bruders Karl bleiben und ich sein Handlanger. Sie ist in meinen Augen schöner als die stolzeste Lillie; wenn sie es nicht wäre, so würde sie meine Liebe dazu machen, daß sie es für mich wenigstens sein wird. Und sie wird es immer bleiben, solange ich sie lieben werde, und ich werde sie ewig lieben.“ — Sicher der Erfüllung seiner Hoffnungen ist der Liebende aber nicht, denn er schreibt auch: „Ungeachtet ich heute imstande wäre, den Ring zu bestellen, so wird mir doch Gott auch im Gegenteil Gnade geben, Hand und Herz zurückzuziehen, wenn er mir seinen Willen dazu zu erkennen geben wird.“

Johann Christoph hat die Hand der Schwester versagt, und alles hat sich darin gefügt. Ueber die Gründe gibt keine Zeile Auskunft. Auf Patrizierstolz deutet nichts hin. Auf die Weltanschauungskluft manches. Das Licht der Neuwerdung, auf den Leuchter so hoher Geisteshöhe gestellt, muß doch leuchten, „allen, die im Hause sind“. So kann Hamann noch verschreiben: „Der letzte Tag des Jahres (1758) war voller außerordentlicher Auftritte zwischen Herrn Arend und mir, den ich wie Saul unter den Propheten mit mir reden hörte. Ich wurde durch die Sinnesänderung und die Eindrücke der Gnade, die ich in ihm wahrzunehmen glaubte, ungemein gerührt.“ — Auch gegenüber Johann Christoph kam die Frage des Seelenheils zur Sprache. Hamann merkt an: „Gott hat sich insbesondere des Briefwechsels meines Freundes bedient, mich gegen den Sauerteig des Aberglaubens und der Heuchelei wachsam zu erhalten. Er wolle an seiner eigenen Seele diese mir so heilsame Prüfung mit allem geistlichen Segen



belohnen.“ — Aber, je höher die Berge, desto tiefer der Taleinschnitt, wenn einer sie trennt. Und gerade das Gefühl, jetzt gilt's innigste Lebensverbindung, mußte das Bewußtsein hervortreten lassen: das Trennende klappt doch zu tief.

Die äußere Lösung hat Hamann sogleich vollzogen. Gerade damals wünschte der sehr bedenklich erkrankte Vater des Sohnes Heimkehr. Schon am vierten Tage nach Empfang von Johann Christophs Absage, erklärt Hamann seine Bereitwilligkeit, dem Wink des Vaters geschwinden Gehorsam zu leisten. Verwunderlich bleibt, daß dieses schnelle Abbrechen den Absager hat so heftig erzürnen können. — Die inneren Verbindungsfäden ließen sich so schnell nicht abreißen. Durch zwei Jahrzehnte taucht in Briefen Hamanns, besonders solchen nach Riga, die Erinnerung an „seine ideale Catik“ auf. Ja, selbst in einem Brief an den Minister C. F. von Moser, der ihn und sie nie gesehen. — An diesen literarischen Streitgenossen schreibend, erwähnt Hamann auch seiner „bösen Catik, die nicht aufgehört, die Aspasia seiner Seele zu sein“ und fügt hinzu: „Ist sie nicht das erste und einzige Mädchen auf der Welt, das soviel Herz gehabt, einen Magum zu lieben.“ — Und nicht nur von ihr, auch zu ihr treibt's ihn zu reden. Er übersendet dem Freunde Lindner in Riga in zwei Exemplaren eine literarische Kleinigkeit. Dem einen Exemplar, mit einer Zueignungsschrift von einer Zeile, solle er, wenn möglich, auf dem Nachttisch eines ledigen Frauenzimmers, die seine Wirtin in Riga gewesen, eine Stelle erschleichen, nachdem er vorher ein Kuvert, mit schwarzem Lack gesiegelt, ohne Aufschrift darüber, gemacht habe. Der Titel, für Hamanns Verhältnisse noch wenig kraus, lautet: „Klagegedicht in Gestalt eines Sendschreibens über Kirchenmusik, an ein geistreiches Frauenzimmer außer Landes.“

Eine von Hamann durchaus nicht böse gemeinte literarische Bemerkung über den Kirchengesang der französischen Kolonisten in Königsberg, war ihm verübelt worden. Er wollte seinem Unmut Luft machen, aber nicht im Königsberger Intelligenzblatt, wo seine Aufsätze nicht in rechtem Maße Aufnahme und Verständnis fanden. Er hatte erfahren müssen, „wie eitel der Mammonsdiens der Musen sei, und daß man nicht mehr die Großmut habe, mit der jener Reiche, der arm wurde um unseretwillen (Jesus), die Beisteuer von zwei Scherflein aufzunehmen geruhte. Er tröstet

sich mit Paulus, der auch den Verdacht einer gelehrten Krankheit leiden mußte und läßt das ursprünglich für die Zeitung Aufgesetzte, in die Gestalt eines Sendschreibens verändert, wie zu einer fühlenden Brust mit seiner Klage flüchtend, der Freundin zugehen. Es sei menschlich, zu brennen und feurige Kohlen auf den Haarschädel derjenigen zu sprechen, welchen die Wahrheit zum Stein des Anstoßes gereicht und die sich daran ärgern, wodurch sie gewichtigt und gebessert werden könnten. „Vergeben Sie es daher einem Jüngling, der ohne Begeisterung weder schreiben noch Lieben mag, wenn er brummt und von seiner empfindlichen Nase, gleich einem sematischen Bären, die Fliegen hinwegschleudert.“ So macht der Verstimmte seinem Herzen Luft, heranziehend ein Jesaja-Wort: „Wir brummen alle, wie die Bären“ (59, 11) und einen Psalmenvers (118, 12) „Sie (d. i. alle Heiden) umgeben mich wie die Bienen, aber im Namen des Herrn will ich sie zerhauen.“ Einem Einsamen in solcher Lage ist die Bitte am Schluß nicht zu verübeln: „Erheitern Sie, einzige Freundin! durch eine lächelnde Schußschrift das Gewölk der Sorgen, das meinen Gesichtskreis von Ende zu Ende überzogen hat.“

Katarina Berens hat die Zusendung an Lindner zurückgegeben, vielleicht mit einigen Zeilen. Dessen Vorschlag, die Dedikationszeilen abzuschneiden und das Exemplar einem anderen zu geben, verbittet sich Hamann eilig und ernstlich und setzt hinzu: Je préfère le dépit à l'oubli.

Um Jahresfrist (1762) hat Hamann für einen Professor Zachariä zu kollektieren. Da fragt er bei Lindner an, ob nicht aus Petersburg etwas zu haben sein würde, und „sollte nicht in Riga ein Kätzchen sein, das eine alte Louisdor aufs Spiel setzen würde, um auch ihren Namen gedruckt zu sehen.“ — Als ihm eine Tochter geboren wird, nennt er sie Magdalena Katarina zu Ehren seiner Mutter und seiner Aspasia (1774). Und in demselben Jahr plant er an diese ein Sendschreiben ausgehen zu lassen über die uralte Fehde zwischen Vernunft und Offenbarung, Moral und Religion und über ihr beiderseitiges Verhältniß zur Politik, das mitgegeben werden sollte einer Uebersetzung von Angriffen Bolingbrooks auf die Bibel und Abweisung derselben durch Herven. — Zur Ausführung kam es nicht, aber schon der

Plan zeigt, wofür er bei Katarina Verständnis und Zustimmung zu finden erhofft.

Im weitverzweigten Kreise der Berensschen Familie hat Katarina als eine „Berufsarbeiterin des Herzens“ ihre Lebensmission ausgeübt. In dem, was von ihr überliefert ist, findet sich kein Stäubchen, das ihr lichtiges Bild trübte. Sie hat dem Bruder Karl, als er ledig war, das Hauswesen geführt, seine zwei Gattinnen zu Tode gepflegt, ebenso dessen hochbegabten Sohn mit den tiefblauen Augen, den Domschüler Arend. — Der Geschichtsschreiber der Familie, der Arzt Reinhold Berens, sagt, vom Tode des Bruders Karl erzählend: „Seine noch unmündigen Kinder überließ er zur ferneren Erziehung seiner getreuen frommen Schwester Katarina Berens, die aus Liebe für ihren Bruder ihrer Bestimmung als Gattin entsagte und doch als hochverehrte Mutter ihrer Bruder-Kinder ihre Pflichten in wahrer christlich tugendhafter Erziehung derselben getreu und eifrig ausübte, wovon sie auch noch im späten Alter von 79 (77) Jahren die süßesten Früchte der dankbarsten Verehrung von ihren geliebten Kindern und Kindeskindern bis zu ihrem ruhigen und seligen Ende genoß.“ Auch im Hause Johann Christophs hat sie so gewirkt. Eine Urkunde dessen ist auf der Stadtbibliothek — ein kleines Hochzeitscarmen, welches einer Enkelin Johann Christophs gewidmet ist und lautet: „Michels Eichen“.

Ihr dies Kränzchen,  
 Ueberreicht von Kriegsmanns Hänschen  
 Und von Schwester Kathinka,  
 Selbstgemacht von Großpapa.

Die letzten zwölf Jahre verlebte die Greisin bei ihrem Bruder Georg, wo eine Tochter unter ihrer Obhut heranreifte. Auf ihren Sarg, den man 1804 aus der Altstadt herausrug, hatte der Freund der Berensschen Häuser, der Generalsuperintendent Sonntag, die Worte gesetzt:

Don ernstem milden Sinn,  
 Von strengster Treu für Pflichten,  
 Die nicht Beruf, die bloß  
 Ihr Herz sie hieß verrichten.

Der Name Berens ist in Riga ein verklungener. Hamanns Name gewinnt in der Geschichte des deutschen Geistes immer mehr an Leuchtkraft und Gewicht. Das Kapitel Hamann wird aus der deutschen Geistesgeschichte nie gestrichen werden. Hamann hat den Berens viel zu danken, die Berens haben Hamann noch viel mehr zu danken. Solange der Name des Geistesringers, des Gotteskämpfers Hamann im Deuthum noch einen Klang hat, wird auch diese Namensverbindung nicht verklingen:

#### Hamann und die Berens.

Für die Tragödie Hamann und die Berens ist Riga der Ort der Handlung, jedenfalls für ihre Hauptakte. Ein Nachspiel und Nachklänge gibt es jedoch auch noch in Königsberg. Da wird aber von Johann Christoph Berens ein größerer mit ins Spiel gezogen: Kant. In einem Waffengang mit diesem Stärksten, hat sich nun Hamann auch noch zu erproben.

Denominatio fit a potiore, der Name kommt vom mehr vermögenden. Darum sei der Austrag der Fehde Hamann=Berens mit hineingenommen unter den Titulus:

#### Hamann und Kant.









Aus baltischer Geistesarbeit

Neue Folge. Heft 2

---

# J. G. Hamann und das Christentum

---

II.

## Hamann und Kant

Vortrag gehalten in der Gesellschaft für Geschichte  
und Altertumskunde zu Riga

von

G. Hillner,

Pastor zu Pinkenhof bei Riga



Riga

Verlag von Jonck & Poliewsky

1924

Bibl. monasterii Cist. Ref. Tegelensis

O. C. Ref.

Rubr. ....

Repos. ....

O. C. Ref.

Anno

Nr 10360

Im gleichen Verlage  
erschien von demselben Verfasser:

## J. G. Hamann und das Christentum.

Teil I. Hamann und die Berens.

40 Seiten.



# **J. G. Hamann und Im. Kant**

**Vortrag**

gehalten in der Gesellschaft für Geschichte und  
Altertumskunde zu Riga

von

**G. Hillner**

Pastor zu Pinkenhof bei Riga



**Riga**

Verlag von Jondt & Poliewsky

1924

Herrn Dr. Nikolaus Busch

Stadtbibliothekar zu Riga

Dem gelehrten Forscher

Selbstlosen Berater

Tatkräftigen Helfer

**K**önigsberg ist wie Kants, so auch Hamanns Stadt. Die baltischen Jahre sind in Hamanns Leben Episode, man mag sagen, eine Höfchen-Episode. Sonnenschein mit Gewitterschluß. Um voll seinem Beruf zu leben, seine geistesgeschichtliche Mission in Angriff zu nehmen, muß Hamann weilen in dieser Stadt, der Stadt der reinen Vernunft. Lebensführung zu Weltanschauungskampf!

Königsberg war damals ein trauliches altertümliches Mittelstädtchen von 55,000 Einwohnern. Von den tausend Studenten waren die Hälfte Theologen; Professoren gab es, als Hamann studierte, 45. Kant gehörte nicht zu ihnen. Anno 1724 geboren, d. i. sechs Jahre früher als Hamann, ist Kant nur ein Jahr gleichzeitig mit ihm Königsberger Student, dann noch acht Jahre in und bei Königsberg Hauslehrer. Aber die erste Spur einer persönlichen Bekanntschaft beider Männer datiert erst aus dem Jahre 1759. Und der Weg zu ihr führt — über Riga. Johann Christoph Berens ist es, der, schon ein halbes Jahr nach dem Bruch, wieder Hamann in Königsberg aufgesucht und dabei Kant zu ihm mitnimmt. Der soll helfen, den aus der Bahn Gera-tenen wieder ins rechte Denkeleise zu bringen.

Dieser Versuch mündlich sich zu verständigen, hat aber schon ein längeres briefliches Vorspiel gehabt.

Johann Christoph zeigte sich nach seiner Heimkehr aus Petersburg — verwunderlicherweise — heftig erzürnt über Hamanns Abreise. Aber den jähen Aufbruch wollte er doch nicht zum völligen Abbruch werden lassen. Zum Schwestermann möchte er den so Umgewandelten nicht haben, der fürsorgende Freund will er für ihn bleiben. Briefe sollen ausgleichen. Er schreibt selbst, läßt Rektor Lindner schreiben, auch Briefe von seiner eigenen Hand durch Lindner übermitteln.

Nur Hamanns Gegenbriefe an Lindner sind uns erhalten. Sie zeigen, wie heiß es noch brennt, besonders in der Seele des

Abgewiesenen. Er schreibt aus Königsberg: „Ich freue mich über Herrn Berens Ankunft und wünsche herzlich, daß seine eigene Zufriedenheit und des ganzen Hauses ihre dadurch vollkommen sein möge . . . Ich habe keine Ursache von meinem Entschlusse abzugehen . . . an ihn nicht zu schreiben — und seine Briefe weder zu erblicken, noch zu beantworten. Ich erkenne alle seine Freundschaft. — Daß sie ihm fruchtlos und überlästig von meiner Seite gewesen und noch ist, ist meine Schuld nicht, auch nicht einmal meine Sorge. Als einen Freund hasse ich ihn und fürchte ihn gewissermaßen, als einen Feind liebe ich ihn. Es ist wahr, ich habe Dinge getan, die „mir selbst unerklärlich und ihm noch unverständlicher“. Es gebe aber nach einem Wort Luthers einen Ort für solches, was wir weder sehen noch begreifen können. Den können weder Philosophie noch Politik finden. „Derselbe Ort heißt Glaube.“

Hamann wollte zunächst klargestellt haben, was der sachliche Grund des Zwiespalts sei. Er säumt aber nicht, schon nach zehn Tagen, einen Beweis dafür zu geben, daß persönlich seine Gesinnung für die Familie Berens die gleiche geblieben. Er schreibt an Lindner, daß er sich vergeblich alle Mühe gegeben, den jungen Georg B. zu finden, der alle seine Zeit an öffentlichen Orten zubringe. Der habe durch einen Irrtum seinen Bruder Christoph gewaltig beweint, weil er die Nachricht von des jungen Schwarz' Tode auf den ersteren mißverstanden. „Dieser Umstand von seiner Zärtlichkeit,“ fügt Hamann hinzu, „macht mir noch einige Hoffnung, da ich weiß, daß dieser Bruder ihn gleichfalls vorzüglich liebt.“

Doch kommt Hamann auch hier nochmals auf seine Sache wider Johann Christoph zurück und bemerkt: „Alle seine Briefe, die er mir geschrieben hat und noch schreiben kann, selbst diejenigen, die er nicht imstande ist, zu Papier zu bringen, habe ich schon gelesen und auswendig gewußt, ehe ich einen Schritt aus England gesetzt.“

Böse Worte fallen hüben und drüben. Berens will Hamann zu seiner Besserung in ein Loch setzen, da nicht Sonne, nicht Mond scheint, schildert ihn unbrauchbar und undankbar. Dieser schreibt dazu: „Ein frommer Mensch ist also ein unbrauchbarer und undankbarer — weil ich es bin. Unbrauchbar — schrien



die Glieder über den Magen. Wenn ich zu Journalen, Pränu-merationswerken und Handlungsbüchern unbrauchbar bin — wenn die Welt mich für ihren Auskehricht ansieht, desto besser für mich. Ohne die Mühe einer Martha, das beste Theil.“

Hamann wünscht, Lindner solle dem Freunde Johann Chri-stopth noch einiges zu Gemüte führen: „Er bleibt immer bei seinem Gesichtspunkt und fürchtet sich, sobald er denselben verliert, daß alles dabei mit verschwindet, weil er sich selbst darin nicht mehr zurückgeworfen findet . . . „Laßt ihn aufhören so einen großen Lärm, mit meinem Beten, Händesalben, Beichten zu machen. Arbeite; was hast Du mit der Moralität meiner Handlungen zu tun.“ So reden nicht Freunde untereinander, sondern der Herr mit seinem Sklaven . . .“ „Arbeiten zu suchen — die Mühe darf man sich nicht geben. Aus Gefälligkeit habe ich sie gesucht, oder mich suchend gestellt. Arbeit suchen ist ein ebenso ängstlich Ding, als die Lust erst suchen wollen, die man schöpfen soll . . . Wenn er ja wissen will, was ich jetzt tue, so sagen Sie ihm, daß ich lutherisire; es muß doch was getan sein. Dieser abenteuerliche Mönch sagte zu Augsburg: Hier bin ich, ich kann nicht anders. Gott helf mir, Amen . . .“

Von Berens Besserungsbestrebungen für ihn urtheilt Hamann: „Ein Pardel bin ich, seine Seife wird meine Flecken nicht anders machen. Ein Hofmann wie er, erniedrigt sich sehr bis auf meine Geschwüre, seine Hunde werden mir selbige nicht heil lecken.“ „Nicht nur Sonden, auch Pflaster und Balsam gehören dazu.“ „Alle Schmeicheleien, die er mir macht, tun mir weher, als seine beißenden Einfälle . . . Mein Lebenslauf läßt sich nicht durchblättern und mit Ekel lesen. Einem Freunde zu Gefallen muß man nicht so ekelhaft sein. Er kann von meinem Vertrauen schließen, daß ich selbigen (den Lebenslauf) dem Zufall, ihm in die Hände zu geraten, überlassen. Herr Berens wird noch Zeit nötig haben und ganz andere Erfahrungen, . . . ehe er vieles darin, sowie in meinen Briefen verstehen kann. Fleisch und Blut sind Hypothesen — der Geist ist Wahrheit.“

Zum Schluß heißt es: Kurz und rund. Der Bescheid ist der: „Ich bin Ihnen bisher unbrauchbar gewesen und bin es noch, daher ist es mir lieb, daß ich wenigstens nicht im Wege bin, und dies würde gewiß sein, wenn mich Gott nicht herausgerissen

hätte. Jetzt gehe ich meinem alten Vater zur Seite; so lange er in den jetzigen Umständen ist, fehlt ihm ein Sohn, ein solcher Müßiggänger und durchfahrender Kopf, wie ich bin. In dieser Verfassung kann ich nichts ordentliches anfangen und werde es auch nicht. Was mir Gott jeden Tag zuschneidet, will ich tun, wie es mir in die Hand fällt. Ich bete und arbeite, wie ein Christ, wie ein Soldat zu Friedenszeiten. Meine Bestimmung ist weder zu einem Kauf-, Staats- noch Weltmann. Ich bin nichts und kann zur Not allerlei sein, Bibellesen und Beten ist die Arbeit eines Christen, wie Romane und der Puztisch eines Stuhlers. Jedes Buch ist mir eine Bibel, jedes Geschäft ein Gebet."

Nachdem dieses Zorngewitter sich entladen, leuchten bald wieder Friedensstrahlen hervor. Hamann erkennt Berens wohlmeinende Absicht schon zehn Tage später voll an in einem Briefe (31. III. 1759), in dem es heißt: „er will mich der Welt nutzbar und zu einem Bekehrer der Freigeister machen, er will meine Religion von Aberglauben und Schwärmerei sichten.“ — Auch Georg Berens läßt sich bei Hamann sehen zu dessen großem Vergnügen; an Carl schreibt der versöhnlich Gestimmte gleichfalls, auch will er Johann Christoph antworten, „kurz oder lang, lustig oder ernsthaft, heulend oder pfeifend.“ Dann aber muß an Hamann etwas gekommen sein, was nicht zum Frieden diente, und zwar durch Lindners schwächlich=neutrale Gefälligkeit. Da schildert Hamann denn in einem gewaltig=seelsorgerlichen Brief: „Geliebtester Freund. Haben Sie wohl an die Rechte und Verbindlichkeiten dieses Titels gedacht, da Sie sich zu einem Unterhändler und — Boten solcher Briefe brauchen lassen, deren Ton Sie selbst so verlegen gemacht! Mit was für einem Herzen haben Sie mich versichern können, daß Sie neutral sind? Heißt das neutral sein, wenn ich geharnischte Männer unter dem Dache meiner Briefe einnehme und mein Couvert zum hölzernen Pferde mache? . . . „Zu Nutz und Dienst des Nächsten“ — das heißt nicht ein Bote eines jeden sein, der mich schicken will und ein Werkzeug eines jeden, der mich brauchen will . . . Lassen Sie mich albern in Reden sein . . . Sind das Schlüsse? Der eine hat Recht, der andere hat Recht, der eine hat Unrecht, der andere hat Unrecht; urteilen mußst Du, — Du willst nicht richten, Du kannst aber doch etwas tun. Du mußt

beiden den Pelz waschen, weil sie beide Narren sind, Du mußt Dich hüten, keinen naß zu machen, weil sie beide so klug sind wie Du.“ — Man glaubt dem Schreiber, daß er nicht „aus Kitzel“ solche Saiten berühre, welche den Ohren wehe thun. — „Kann ich wissen, ob Sie stark genug seien werden, solche Wahrheiten zu hören? Und wie kann man Torheiten an seinen Freunden zu nahe treten, ohne selbst zu leiden und sich in ihnen zu erkennen.“

Zum Schluß lenkt der Er Zürnte denn auch wieder ganz ein, um mit leichteren Zügen die Feder zu führen zu erfreulichen Dingen. Da heißt's: „Bei aller meiner Trägheit . . . kann ich Gott Lob manchen Abend mit aller Zuneigung mir ins Ohr schreiben: „Herz, freu' Dich, Du sollst werden vom Elend dieser Erden und von der Sünden Arbeit frei“. . . Ich genieße in gleichem Maße die Leere und die Fülle der Menschlichkeit. Ich habe mich auf diesen Frühling mit einer Neugierde gespißt, als wenn er der erste wäre, den ich erleben sollte, ich wünschte ihn als den letzten schmecken zu können. Die Einsamkeiten meiner Gartenhütte und Kürbislaupe sind kein Tausch gegen den Jahrmarkt der Rigischen Höfchen. Ich scheue meine Wünsche als Sorgen — und verwandle meine Sorgen in Wünsche, so verfließt eine Stunde nach der andern, ohne Leser, ohne Pinsel, ohne Freund. Mein Vater ist mein einziger Wohltäter und Zuchtmeister, den ich jetzt lieben und fürchten darf. Ich beuge mich siebenmal zur Erde vor ihm, ehe ich mich unterstehe, ihm ins Gesicht zu sehn. Ich esse mein Brot bald mit dummem ernstem Tiefsinn — oder im Schweigen wie ein Ochs oder Kalb Gras und Heu frißt; ich gehe auf Raub mit Grimm und Großmut, wie ein Löwe und, weil ich ein Zaunkönig bin, so trägt mich mancher Adler von starken Flügeln und Augen weiter, als er selbst reicht. Ich diene auch meinen Nächsten, wenn ich kann, am liebsten ohne Körper und Schatten, und nicht auf meine Rechnung, sondern, wie es einem dienstbaren Geist anständig ist, wie Wind und Feuer dem Menschen. Dachte der kluge Bauer an den Handel, der besser Wetter machen wollte als Jupiter? oder hinderten die Flüche des Schöpfers den Segen seiner Ernte? — Geduldiges Element! man sieht, man fühlt dich nicht. Jeder Körper trägt dich in seinem Schoß. Wenn der Dornbusch dich zum Bundes-

genossen hat, so sind die Cedern Libanons — Asche und Staub für ihn."

Lindner hat sich der strafenden Wahrheit gebeugt. Das läßt denn Hamann im folgenden Brief gleich warme Töne finden, so für das Gefühl der Freundschaft, wie für das Empfinden des eigenen Unwertes. Mit dieser Neigung einzulenken ringt aber doch weiter der Wunsch, das Recht seines neuen Stolzes sich zu sichern, sowie das hohe Bewußtsein seines Berufes: gegen Unkenntnis des Heiligen und flache Genügsamkeit, die tiefe Bescheidung und die wachsende Kraft der christlichen Wahrheit zu vertreten. Und wie weiß er dabei Gestalten der biblischen Geschichte zum Hilfsdienste heranzuziehen! Aus dem Neuen Testament jenen Landpfleger, der sich dabei beruhigt, von Paulus großer Kunst „beinahe“ für das Christentum gewonnen zu sein. Aus dem Alten Testament zieht er ein Erlebnis des Propheten Jeremias heran. Der war in eine tiefe Grube geworfen. Nun wird ein Seil zu ihm herabgelassen und zugleich ein Bündel alter verträglicher Lumpen. Die kann er sich unter die Achseln legen, und nur dank ihnen kommt er wieder ans Tageslicht.

In diesem echten Hamann-Briefe heißt es noch des weiteren: „Wie schlecht verstehen Sie mich noch, liebster Freund, wenn Sie sich noch im Ernst Mühe geben, sich gegen mich zu rechtfertigen. Wenn nur von uns beiden die Rede wäre, so sind Sie in jedem Stücke gerechter als ich. „Ich bin der vornehmste unter den Sündern,“ sagte der größte Apostel, nicht ich war, sondern ich bin es noch . . . Was kann uns mehr drücken und unser Gewissen mehr beschweren, als ein unzeitiger Eifer für Gott, ein unreifer Enthusiasmus. Freilich sei menschliches Urtheil über Unzeit wie über Unwert mißlich, was sich selbst bei Jüngern Christi zeige. Unbillig sei aber auch das Verlangen Lindners, Hamann solle beweisen, daß er in aller seiner bisherigen Aufführung alles Recht auf seiner Seite gehabt. Dem gegenüber ruft der keine Selbstdemütigung Scheuende aus: Ist es meine Schuld, daß Gott irdische, schwache Gefäße zu seinen Werkzeugen wählt, die durch ihre Torheit die Weisheit der Schriftgelehrten zu Schanden machen sollen . . .

Lassen Sie mir meinen Stolz in den alten Lumpen; diese alten Lumpen haben mich aus der Grube gerettet, und ich prange



damit wie Joseph mit seinem bunten Rock. — Die Leute haben niemals die Bibel gelesen, und daß sie sie jetzt nicht lesen werden, daran soll mein Mißbrauch derselben schuld sein.“ . . .

„Habe ich mich in das Haus meiner Freunde eingeschlichen oder aufgedrungen? Wie sollte ich mich jetzt in unendlich höhere Angelegenheiten aus eigenem Durste mischen? Meinen Sie nicht, daß zu dem Werke außerordentliche Prüfungen nötig sind, Offenbarung göttlicher Kräfte und — Faustschläge des Satans. Unser Leben ist verborgen, es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Davon weiß kein Agrippa, kein „beinahe ein Christ“. Die Furcht vor den Christen ist das Uebel, was einen Jünger Christi drückt.“

Soll nun meine Vernunft das Licht sein, darnach Sie sich richten sollen! Das wäre gefährlicher, als da Sie jetzt ihre eigene zur Richtschnur und zum Bleigewicht göttlicher Wege machen.

Ich weiß, daß ich unnütz bin, aber es ist Sünde auch über den Geringsten Rache zu schreien. Gott kann uns Narren schelten, aber kein Bruder den andern. Ich predige nicht in Gesellschaften, — weder Katheder noch Kanzel würden meiner Länge etwas hinzufügen. Eine Lilie im Tal und den Geruch des Erkenntnisses verborgen auszufasten, wird immer der Stolz sein, der im Grunde des Herzens und im inneren Menschen am meisten glücken soll.“

Solche weihervolle tiefgestimmte Worte haben ihren Weg zuerst nach Riga genommen!

Dem „brieflichen Vorspiel“ folgte von Berens Seite mündlichpersönliches Vorgehen. Wie es damit ablief, erhellt für uns aus weiteren Briefen, zunächst aus solchen an Lindner. Dem meldet der anscheinend freudig Ueberraschte (am 22. Juni): „Herr Berens ist vorige Woche angekommen; ich habe ihn weder den ersten noch den zweiten Jahrmarktstag zu Hause finden können. Mein Vater ist ihm begegnet, dem er versprochen, uns zu besuchen, das will ich also abwarten.“ — Am 2. Juli ist der Gastfreund zum Abend bei Hamann, dieser schreibt darüber: „Das erste Wiedersehen ist ein Glück gewesen, das ich mit aller möglichen Empfindlichkeit genossen . . . „den Freund, den habe ich gefunden“. Nicht Zeit, nicht Entfernung, nicht Fehler, nicht Umstände haben bisher unseren Neigungen geschadet und alles künft-

tige wird uns gleichfalls zum besten dienen müssen.“ — Für die anderen Berens gibt es auch warme Worte: „Grüßen Sie Herrn Carl, sein sämtliches Haus und das Arendsche auf das ergebenste von mir.“

Aber ernstere Belastungsproben verträgt die schnell gezimmerte Brücke noch nicht. — Hamann hat sich in den Nachbarort Trutenau begeben. Von da berichtet er am 12. Juli seinem Bruder: „Am Anfang dieser Woche bin ich in Gesellschaft des Herrn Berens und Mag. Kant in der Windmühle gewesen, wo wir zusammen ein bürgerlich Abendbrot im dortigen Krüge gehalten, seitdem uns nicht wiedergesehen. Unter uns — unser Umgang hat noch nicht die vorige Vertraulichkeit und wir legen uns beide dadurch den größten Zwang an, daß wir allen Schein desselben vermeiden wollen.“

Um den Untätigen zu nützlichem Tun heranzuziehen, war Kant mit dem Vorschlag hervorgetreten, er solle aus der „Enzyklopädie“ einiges übersehen, etwa die Artikel über das Schöne, die Kunst; das Schaarwerk (d. h. wohl Gruppenarbeit) und die Gehörsarbeiten. Hamann hat auch Kants Wunsch erfüllt. Aber sein Interesse scheint vornehmlich noch an Berens zu haften. Aus dem Bedürfnis heraus, über ihn sein Herz noch ein wenig zu entledigen, schreibt er — wieder an Lindner:

„Ich zittere für seine Gesundheit, — bei der jetzigen Jahreszeit arbeitet er wie ein Tagelöhner, den ganzen Morgen in Papieren — den ganzen Nachmittag in gesellschaftlichen Zerstreuungen. Er hat in beiden eine Heftigkeit, der ich nicht fähig bin . . . Eine Legion von Zweifeln im Kopf, für deren Auflösung er sich fürchtet . . . Ein heimlicher Groll gegen mich, den der stärkere Genius unserer Freundschaft in Fesseln hält — ein bitterer Gram um seinen hiesigen Bruder, den er für verloren hält und im Widerspruch mit dieser Einbildung retten will und zu retten glaubt . . . Gib deinen Bruder auf, so bist du ruhig. Willst du ihn nicht aufgeben, so glaube, daß ihm zu helfen ist, und brauche die rechten Mittel, so wird dir nach deinem Glauben geschehen und die Mittel werden gesegnet werden. — Ich besuchte ihn einen Abend, wo er in großer Unruhe war, da er mir immer ins Gesicht leugnete, ungeachtet er gegen seinen Bruder eiferte. Ich suchte ihn damit zu beruhigen, daß Gott sich um unsere

Wege kümmerge und unserer am meisten auf krummen wartete und hütete. Er fuhr darüber so auf, daß ich ihm — unbegreifliche und unverständliche Einfälle vorsagte, daß ich mich freute, mit gesunden Gliedern die Treppe herunterzukommen. Bei einem solchen . . . erbitterten Gemüthe kann mir . . . freilich . . . nicht gut zumute sein. Ich muß aus Furcht die Türen meines Herzens verschließen und meinen Mund hüten und versiegeln lassen."

Auf eine begütigende Antwort von Lindner hin, geht Hamann doch wieder auf die Zwistsache ein, indem er schreibt: „Er, d. h. Berens, besuchte mich sehr lange mit dem H. Mag. Kant, durch den er meine Bekehrung, wie durch Sie versuchen wollte. Ich versprach, mich bei seinem neuen Freunde (d. h. Kant) in der Zeit von zwei Tagen zu einem Colloquio einzustellen. — Anstatt selbst zu kommen, rief meine Muse den Kobold des Sokrates aus dem Monde herab und schickte ihn in meinem Namen mit einer Granate, die aus lauter kleinen Schwärmern bestand. Weil ich seinen kleinen Magister so sehr liebe und hochschätze, als Ihr Freund (d. i. wie Berens selbst), so machte ich ihm dies Schrecken, um zu verhindern, daß er sich nicht weiter einlassen sollte."

Unlängst hatte Hamann dem besorgten Freunde Johann Christoph eine platonische Schrift über Sokrates und Alcibiades zugestellt, mit dem Gedanken: in diesem Lehrer und Schüler der Philosophie sollten — wie in einem Spiegel — Kant und Berens ihr eigen Bild erkennen. Nun, da er diesen Brief ausgehen läßt, den er selbst als eine Granate charakterisiert, nimmt er auch auf jene platonische Schrift bezug. So schreibt denn Hamann an Kant — nicht ohne starken Stolz:

Höchstzuverehrender Herr Magister!

Ich lege es Ihnen nicht zur Last, daß Sie mein Nebenbuhler sind und Ihren neuen Freund ganze Wochen genießen, unter dessen er sich bei mir auf wenige zerstreute Stunden, wie eine Lusterscheinung oder wie ein schlauer Kundschafter sehen läßt. Ihrem Freunde aber werde ich diese Beleidigung nachtragen, daß er sich unterstanden, Sie in meine Einsiedelei selbst einzuführen und daß er . . . Sie sogar dieser Gefahr ausgesetzt, einem Menschen so nahe zu kommen, dem die Krankheit seiner Leiden-

schaften eine Stärke zu denken und empfinden gibt, die ein Gesunder nicht besitzt. Dies wollte ich Ihrem Buhler ins Ohr sagen, als ich Ihnen für die Ehre Ihres ersten Besuchs dankte.

Sind Sie Sokrates und will Ihr Freund Alcibiades sein, so haben Sie zu Ihrem Unterricht die Stimme eines Genii nötig. Und diese Rolle gebührt mir, ohne daß ich mir den Verdacht des Stolzes dadurch zuziehe. Ein Schauspieler legt seine königliche Maske, seinen Gang und seine Sprache auf Stelzen ab, sobald er den Schauplatz verläßt.

... Die Selbsterkenntnis ist die schwerste und höchste, die leichteste und ekelhafteste Naturgeschichte, Philosophie und Poesie. Es ist angenehm und nützlich eine Seite des Pope (eines englischen Denkers) zu übersetzen — in die Fibern des Gehirnes und des Herzens —, Eitelkeit und Gluck hingegen, einen Teil der Enzyklopädie durchzublätern. Ich bin noch gestern Abend mit der Arbeit fertig geworden, die Sie mir in Vorschlag gebracht. Der Artikel über das Schöne ist ein Geschwätz und Auszug von Hutcheson. Der von „der Kunst“ ist seichter, also süßer, als das Gespräch des Engländers — über nichts — als ein Wort...

Auf unseren lieben Vetter (B.) wieder zu kommen! Aus Neigung können Sie diesen alten Mann nicht lieben, aus Eitelkeit oder Eigennutz. Sie hätten ihn kennen sollen zu meiner Zeit, da ich ihn liebte. Damals ... kannte (er) nichts als großmütige Neigungen in sich selbst und mir. Frankreich, das Hofleben und sein jehiger Umgang mit lauter Calvinisten ist an allem Unglück schuld. Jetzt denke er, schreibe er anders, als er rede. In seinem letzten Billet doux habe er geschrieben: „Ich bitte mir aus, daß Sie von all dem, was ich Ihnen als ein redlicher Freund schreibe, nicht den geringsten Mißbrauch zu unserem Gelächter machen. — Unsere Hausfachen gehen Sie garnichts mehr an — wir leben hier ruhig, vergnügt, menschlich und christlich.“ — Ich habe mich an diese Bedingung so ängstlich gehalten, daß ich mir über unschuldige Worte, die mir entfahren und die keiner verstehen konnte, ein Gewissen gemacht. Jetzt soll alles öffentlich sein ... Was Ihr Freund nicht glaubt, geht mich so wenig an, als ihn, was ich glaube. Hierüber sind wir also geschiedene Leute, und die Red geht bloß von Geschäften ... Eine ganze Welt von schönen und tiefsinnigen Geistern, wenn



sie lauter Morgensterne und Luzifers wären, kann hierüber weder Richter noch Kenner sein . . . Wenn Sie aus den Rezensionen des Herrn B. und meinem Schreiben mich beurteilen wollen, so ist dies ein so unphilosophisch Urtheil als Luther aus einer Broschüre an den Herzog von Wolfenbüttel von Kopf zu Fuß überschauen wollen.

Der eines andern Vernunft mehr glaubt als seiner eignen, hört auf, ein Mensch zu sein und hat den ersten Rang unter dem *servum pecus* (dem knechtischen Vieh) der Nachahmer. Auch das größte menschliche Genie sollte uns zu schlecht dazu sein.

Was sind die Archive aller Könige — und Jahrhunderte, wenn einige Zeilen aus diesem großen Fragmente, einige Sonnenstäubchen von diesem Chaos imstande sind, uns Erkenntnis und Macht zu geben. Wie glücklich ist der, welcher das Archiv desjenigen, der die Herzen aller Könige wie Wasserbäche leiten kann, täglich besuchen kann, den — seine wunderbare Haushaltung, die Gesetze seines Reiches usw. nicht umsonst einzusehen gelüftet. Ein pragmatischer Schriftsteller sagt davon: Die Rechte des Herrn sind köstlicher denn Gold und viel fein Gold, süßer denn Honig und des Honigseims tröpfelnde Säden . . . Ich bin gelehrter denn alle meine Lehrer, denn deine Zeugnisse sind meine Rede . . . Was meinen Sie von diesem System? — In meinem mimischen Stil herrscht eine strengere Logik und eine geleimtere Verbindung als in den Begriffen lebhafter Köpfe. Ihre Ideen sind wie die spielenden Farben eines gewässerten Seidenzeugs, sagt Pope.

Diesen Augenblick bin ich ein Leviathan, der Monarch oder erste Staatsminister des Ozeans, von dessen Atem Ebbe und Flut abhängt. Den nächsten Augenblick sehe ich mich als einen Walfisch an, den Gott geschaffen hat, wie der größte Dichter sagt, in dem Meere zu scherzen.

Ich muß beinahe über die Wahl eines Philosophen zu dem Endzweck, eine Sinnesänderung in mir hervorzubringen, lachen. Ich sehe die beste Demonstration wie ein vernünftig Mädchen einen Liebesbrief und eine Baumgartensche Erklärung wie eine wichtige Fleurette an. Ein Mann in einer tiefen Grube, worin kein Wasser ist, kann am hellen Mittag Sterne sehen.

Wie man den Baum an den Früchten erkennt, so weiß ich, daß ich ein Prophet bin aus dem Schicksal, das ich mit allen Zeugen theile: gelästert, verfolgt und verachtet zu werden.

Ich will auf einmal, mein Herr Magister, Ihnen die Hoffnung benehmen, sich über gewisse Dinge mit mir einzulassen, die ich besser beurteilen kann, wie Sie, weil ich mehr Data darüber weiß und mich auf Fakta gründe und meine Autoren — nicht aus Journalen, sondern aus mühsamer und täglicher Hin- und Herwälzung derselben kenne, nicht Auszüge, sondern die Akten selbst — gelesen habe, worin des Königs Interesse sowohl als des Landes debattiert wird.

Jedes Tier hat im Denken und Schreiten seinen Gang. Der eine geht in Sähen und Bögen wie eine Heuschrecke, der andere in einer zusammenhängenden Verbindung wie eine Blindschleiche im Fahrgleise, der Sicherheit wegen, die sein Bau nötig haben soll.

Der attische Philosoph Hume hat den Glauben nötig, wenn er ein Ei essen und Glas Wasser trinken soll. Er sagt: „Moses, das Gesetz der Vernunft, auf das sich der Philosoph beruft, verdammt ihn. Die Vernunft ist auch nicht dazu gegeben, dadurch weise zu werden, sondern eure Torheit und Unwissenheit zu erkennen; wie das Mosaische Gesetz den Juden nicht, sie gerecht zu machen, sondern ihre Sünden sündlicher. — Wenn er den Glauben zum Essen und Trinken nötig hat, wozu verleugnet er sein eigen Prinzipium, wenn er über höhere Dinge, als das sinnliche Essen und Trinken urteilt.“ Hume sei aber aller seiner Fehler ungeachtet wie Saul unter den Propheten. Eine Stelle aus ihm schreibt Hamann für Kant gleich aus: Die christliche Religion ist nicht nur mit Wunderwerken am Anfang begleitet gewesen, sondern sie kann auch selbst heutzutage von keiner vernünftigen Person ohne ein Wunderwerk geglaubt werden. Die bloße Vernunft ist nicht zureichend, uns von der Wahrheit derselben zu überzeugen, und wer immer durch den Glauben bewogen wird, derselben Beifall zu geben, der ist sich in seiner eigenen Person eines beständigen fortgesetzten Wunderwerkes bewußt, welches alle Grundsätze seines Verstandes umkehrt und demselben eine Bestimmung gibt, das zu glauben, was der Gewohnheit und Erfahrung am meisten zuwider und entgegen ist.

Bitte Sie Ihren Freund, daß es sich für ihn am wenigsten schickt, über die Brille meiner ästhetischen Einbildungskraft zu lachen, weil ich mit selbiger die blöden Augen meiner Vernunft waffnen muß.

Sie wissen, Herr Magister, daß die Genii Flügel haben und daß das Rauschen derselben dem Klatschen der Menge gleichkommt.

Wenn sich über unseren Vorstellungen Gott mit Anmut und Stärke spotten läßt; warum soll man mit Götzen nicht seine Kurzweil treiben können? Mutter Lise sagt: Die falschen Götzen macht zu Spott.

Sobald sich die Menschen einander verstehen, können sie arbeiten. Der die Sprache verwirrte und die Schemata des Stolzes aus Liebe und politischen Absichten zum besten der Bevölkerung wie ein Menschenfreund strafte — vereinigte sie an dem Tage, da man Menschen mit feurigen Zungen, — als Köpfe berauscht von süßem Wein, lästerte. Die Wahrheit wollte sich von Straßenräubern nicht zu nahe kommen lassen; sie trug Kleid auf Kleid, daß man zweifelte, ihren Leib zu finden. Wie erschrakten sie, als sie ihren Willen hatten und das schreckliche Gespenst, die Wahrheit, vor sich sahen!

Ich werde diesen Brief ehester Tagen in Person abzuholen kommen."

Ob dieses dunkelstolze Scriptum eine Antwort erlebt, ist nicht bekannt. Wohl aber hat es eine Art Fortsetzung gezeitigt. Schon im folgenden Monat erwähnt H. gegen Lindner: „Ich habe hier den Anfang gemacht zu einem kleinen Aufsatz über einige Denkwürdigkeiten in Sokrates Leben . . . Sie wissen, wie schwerfällig ich arbeite und daß ich mehr mit umgekehrtem Griffel als mit dem spitzen Ende desselben schreiben muß."

Der beabsichtigte „Aufsatz" hat sich ausgewachsen zu einem kleinen Buch. — Eingeleitet ist dieses Buch durch eine — schon auf dem Titel angekündigte doppelte — Zuschrift „an Niemand und an Zween". Die Zween sollen sein: Berens und Kant — nach zirka 25 Jahren gibt Hamann in einem Brief (an Jakobi) das so an. — Mit dem Niemand ist gemeint — wie das Buch selbst gleich es ausspricht — das Publikum, und dieses ist wohl der Hauptadressat.

Wie war dieses denn geartet, das Lesepublikum jener Zeit? Rudolf Unger, jetzt Professor für neuere Literatur in Königsberg, hat seinem grundlegenden großen Hamann-Buch den Titel gegeben: „Hamann und die Aufklärung“. Damit ist die Antithese stipuliert. — Welch eine Antithese! Ein Mann und eine Welt. Ja, es ist eine Weltmacht, der sich Hamann entgegenstellt in dem Kampf seines Lebens. Auch immer wieder in seinen Schriften, selbst in vielen seiner Briefe. Die Briefe sind oft so lang, so inhaltreich und objektiv, wie sonst nur Schriften. Andererseits: die Schriften sind relativ so kurz und so zwiefach subjektiv, wie sonst nur Briefe. Sie sind vielfach Zuschriften, bei denen ein Einzeladressat genannt ist. Aber insgesamt haben sie — eben jene Gesamtabresse, das Publikum, — die Welt der Aufklärung.

Wie war diese geistig geartet? Hamann gibt einmal den Rat: „Erst Beispiele, dann Regeln und dann wieder Beispiele. In einigen Einzelgestalten haben sich uns schon Beispiele geboten, andere sollen noch folgen. Zwischenne sei nun versucht, die großen Umrisslinien für das Geistesbild der Aufklärung zu gewinnen, — durch Zusammenfügung einiger Sätze, wie sie Professor Unger uns mit scharfen Strichen darbietet:

Das Denken ist das mächtige Organon der Aufklärung. Die Wissenschaft übernimmt die Leitung des geistigen wie des äußeren Lebens. Indem das Subjekt im Denken sein eigenes Ich erfährt, findet es dieses nicht leer, sondern: mit einem Stammbesitz ihm ursprünglich eigener Ideen, Wahrheiten und Forderungen ausgestattet. Vermöge dieses ideellen Eigenbesizes vermag nun der Geist von innenher denkend die Welt aufzubauen. Dieses innere Besitztum ist allen Menschen gemeinsam, die gleichförmige Vernunftmitgift der menschlichen Gattung. Zeitlos und unveränderlich, ist die allgemeine menschliche Vernunft auch das Maß aller Dinge, die absolute Richterin des Lebens. — Und dieselbe Vernunft, die das intellektuelle und sittliche Leben des Individuums beherrscht, herrscht auch als kosmische Macht im All. So ergibt sich ein Parallelismus mit der inneren und der äußeren Welt, des Menschlichen und der Natur.

Als Teil der großen Weltvernunft kann der Mensch kein Höheres über sich in der Natur anerkennen; auch nicht die übervernünftige Autorität göttlicher Offenbarungen und Gesetze.

Die objektive Welt hat sich der Kritik der abstrakten Vernunftprinzipien zu unterwerfen. Die Vernunft stellt die Natur in ihrer Reinheit und Unverfälschtheit wieder her. Denn letzten Endes sind Vernunft und Natur identisch.

Die Aufklärung will als Rationalismus, als Vernunfttum das ganze Dasein und Leben vernunftgemäß, rational machen. Als das zu Bekämpfende oder doch zu Reformierende erscheint alles Irrationale. Zunächst das Geschichtliche. Der Rationalismus ist überzeugt, daß erst mit ihm die Vernunft zum eigentlichen Durchbruch, zur Selbstdarstellung komme. Er steht dem Ueberkommenen mißtrauisch gegenüber. Wie die Vernunft selbst als unveränderlich und entwicklungslos gedacht wird, so glaubt auch diese Aufklärung ihr Werk ohne Rücksicht auf die Vergangenheit, aus abstrakter Zeitlosigkeit betreiben zu können. Auch wird das Sonderartige nicht gewertet. Die Lehre von der in allen Menschen wesensgleichen Vernunft führt zur Demokratisierung auch des geistigen Lebens. Dem Individuellen, der Erfahrungswelt, der Phantasie ist die rationalistische Denkweise nicht hold. Es fehlt das Verständnis für das Ursprüngliche, Naive und Elementare, für das Unbewußte und Organisch-Vollsaftige, für die dunkeln Hintergründe und geheimnisvollen Tiefen des Seins. Trotz des vollen Sonnenscheins der Erkenntnis will sich in diesem Vernunftreich doch keine rechte Wärme einstellen. Es herrscht die laue Temperatur einer mehr aus dem Verstand, als aus dem Herzen kommenden abstrakten Menschenliebe. — Und endlich die Religion. Bei der versuchten Vermittlung zwischen Kultur und Religion kommt es zum Deismus, dem das Göttliche zum unlebendigen und untätigen Begriffswesen wird. — Der Glaube an das Walten des allmächtigen und allgütigen Gottes wandelt sich zur philosophischen Erkenntnis von der Herrschaft der Vernunft über Welt und Menschheit. Nirgends tritt die Negativität des Rationalismus so grell zutage wie auf religiösem Gebiet. So urteilt Unger.

Eine Gesamterscheinung will auch als solche erfaßt sein. Aber die Aufklärung ist doch nicht eine Scheune, die sich mit einem Blick übersehen, erledigen läßt. Dieser Geistesbau ist vielmehr ein Polytechnikum, ein viele Künste und Wissenschaften treibendes Gebilde. Oder, um noch mehr zu sagen: Die Aufklärung



ist eine Universität, sie will eine *Alleinheit* sein. Alles will sie bieten, und zwar vereint. Lehrsaal reiht sich da an Lehrsaal. Die Aufklärung doziert Philosophie und Theologie, Rechtskunde und Geschichte, schöne Literatur und Handelswissenschaft. — Und Wand an Wand können verschiedene, sehr verschiedene Geister haufen. Was hinter einer Wand noch verteidigt wird, wird hinter einer anderen schon verspottet. Was von einem Lehrstuhl als Angel- als Kardinalpunkt angesehen wird, wird von einem anderen aus ganz übersehen. Die Aufklärung hat bleibende Verdienste — z. B. um Durchsetzung der Toleranz, um Freilegung und Ausbau der Wege für das Naturerkennen. Aber sie hat auch den Riß im Damm verursacht und die Revolution verschuldet, die dann alles überflutet. Die Hörsäle alle waren ja auch unter einem Dach, sie mündeten auf einen Korridor. Wo der Raum auch in etwas trennt, eint doch immer die Zeit. Gewiß, die Territorien, England, Frankreich, Deutschland bedeuten auch Richtungsvarietäten, aber doch ist es das Dach eines Zeitalters, der Aufklärung, das von Lissabon bis Petersburg alles überwölbt.

So zieht, mit allen Abständen von Hohem und Flachem, Befreiendem und Hohlem, die Aufklärung doch als ein *πάν-δραμα* (Panorama) an uns vorüber und schon in dem Urteil über sie als Gesamterscheinung scheiden sich die Geister. Auch die Geister von Hamann und Kant.

Der Rahmen eines Jahrhundert=Zeitalters ist aber doch ein Wechselrahmen. Wir wollen nun als Einzelblatt einstellen zuerst das Bild der Wolffschen Denkweise, die Hamanns, sowie ganz Deutschlands Hochschul-Philosophie war.

Chr. Wolff, der Ruhm Hailles, war von Hause aus Mathematiker. Peter der Große wollte ihn einmal zu seinem mathematischen Reisebegleiter machen. Wolff meinte, auch in der philosophischen Erkenntnis mit mathematischer Gewißheit vorgehen zu können. In seinem Buch: „Vernünfftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen“, heißt's in der Vorrede: „Ich habe, da ich das Buch geschrieben, beständig mich angestellt, als wenn ich von diesen Dingen noch nichts wüßte, sondern sie erst durch Nachdenken herausbringen sollte.“ — Und diese Folgerichtigkeit bei dem Denker wird nun auch dem Leser wie vor Augen gemalt durch die Kette von eingeklammerten Paragraphen,

Ziffern, die immer auf etwas Erwiesenes zurückweisen. Schlagen wir z. B. auf das VI. Kapitel: von Gott. Es ist schon § 928. Da beginnt's: „Wir sind“ (in Klammern § 1). „Alles, was ist, hat einen zureichenden Grund, warum es vielmehr ist, als nicht ist (§ 30). Also müssen auch wir einen zureichenden Grund haben, warum wir sind.“ — Im weiteren Verlauf von 20 §§ wird versucht zu erweisen, daß es ein Wesen gibt, welches dergestalt ist, daß es unmöglich nicht sein kann, welches also ein selbständiges Wesen ist. Und dann kommt der Schluß: Weil nun gewiß ist, daß es ein dergleichen selbständiges Wesen gibt, (§ 945) so — ist auch ein Gott.

Wolff meint, daß sein System die religiösen Lehrsätze durch unwidersprechliche Beweise zu mathematischer Gewißheit bringe. Mathematisches wird aber doch, wie mir scheint, nicht in die Beweise hineingebracht, wohl aber vielfach in Beispielen beigebracht. So wird das Ueberragende der unermesslichen Ewigkeit mit zwölfstelligen Zahlen verdeutlicht! Deutlichkeit ist Wolffs Maßstab und Wertmesser. Daher tritt das Gebiet der „verworrenen Anschauungen“, d. i.: die Poesie, für ihn sehr in den Hintergrund. Wunder und Offenbarung erkennt er als etwas Uebernatürliches an, aber er entwertet sie. Wunder entbehren des natürlichen Grundes, wenn sie auch möglich sind. — Auch zum letzten sittlichen Impuls wird der Verstand gemacht. Die moralischen Regeln haben Geltung auch abgesehen von Gott, wenn sie sich nur als verständig und nützlich erweisen lassen, denn das Ziel der Moral ist das Vollkommene. Und das ist zumeist zugleich das Nützliche. Gern orientiert Wolff auch die göttlichen Absichten am Nutzen für Menschen und Tiere. Zweck der Sterne ist Erleuchtung der Nacht. Zweck der Nacht erquickender Schlaf, Fisch- und Vogelfang. Für Staat und Familie hat er auch nur den Gesichtspunkt des Vertrages, bei dem es ja auch auf gegenseitigen Nutzen herauskommt.

In die Breite gesehen war der Erfolg dieser Weltweisheit beipiesslos. Sie bestieg nicht nur die philosophischen Lehrstühle — das allgemeine Geistesleben in Deutschland war Wolffisch. Ein Sekretär der Berliner Akademie vollendet 1753 ein sechsbändiges Handbuch la belle Wolffienne. Kronprinz Friedrich nennt Wolff in einem Brief an Voltaire le plus célèbre philosophe de nos

jours. Kant nennt ihn den Urheber des bisher noch nicht erloschenen Geistes der Gründlichkeit in Deutschland, Hegel geradezu den Lehrer der Deutschen. Nach Windelband war er der logische Schulmeister der Deutschen.

Auch das Reich der Theologie hat Wolff fast ganz erobert, nicht ohne heftigen Kampf. Der Pietist Joach. Lange in Halle warf ihm wohl mit Recht seine „Zwickmühle“ vor; denn im Titel eines Werkes nennt er den Deismus unter den zu bekämpfenden Gegnern, im Texte redet er selbst in dessen Sinn. Der würdigste Orthodoxe Val. Ernst Loescher versuchte es auch einmal, in einer Schrift wider das Papsttum, mit der modernen mathematischen Demonstrationsmethode. Bald aber kehrt er in einem Appell an die studierende Jugend Quo ruitis (Wohin stürzt ihr?) zurück zum Satz: Unser Wissen ist Stückwerk. Aber in der Folge lenkten doch Orthodoxe wie Pietisten, die eigenen Schritte und die Schritte des jungen Geschlechts in Wolffs Denkwege ein. Es schien sich eben hier ein Weg zu bieten, zum Uebergang in die Aufklärung ohne einen Bruch mit dem christlichen Gesamtcharakter.

Mancher wußte vielerlei zu vereinen. So F. A. Schulz, der in Königsberg als Rektor des Friedericianum auch Kants Lehrer war und zudem Universitätsprofessor. Religiös-kirchlich ist er gemäßigter Pietist, in der Dogmatik orthodox, in der wissenschaftlichen Darstellungsform Schüler Wolffs. Und dieser hat von ihm gesagt: „hat mich je einer verstanden, so ist es Schulz.“ Ein Jünger dieses Mannes war wieder Martin Knuken, den Kant und Hamann gehört haben. Ein Buch von dem ist betitelt: Philosophischer Beweis von der Wahrheit der christlichen Religion — nach mathematischer Lesart — . . . . dargetan von Martin Knuken, der Vernunftlehre und Metaphysik Professor (1740). Da ist zu lesen: „Es würde nicht schwer fallen zu beweisen, daß alle Glaubenswahrheiten der christlichen Religion höchst vernünftig sind, obgleich verschiedene derselben über alle Vernunft gehen.“

Solch „Supranaturalistischer“ Rationalismus hält kaum für eine Generation vor.

Mancher Weg ist schon für die ersten Schritte ein Abweg. Wolff will ja zu Gott führen. Der Weg zu Gott aber sollen „die vernünftigen Gedanken über ihn“ sein. Wer möchte einem

Kinde ein Buch in die Hand drücken: „Vernünftige Gedanken über meinen Vater“! Die Klarheit soll Maßstab, ja Stütze der Wahrheit sein. Aber hier „zehrt die Klarheit die Wahrheit auf“. Bewährte Träger werden abgesägt. Das faule Holz morscher Stützen zehrt sich selber auf. Das Haus tut einen großen Fall.

Wolff selbst starb schon 1754, ehe Hamann seine Feder zu einem Schwert machte. Wolffs Meinungen vertraten eifrigst weiter seine Schüler, Moses Mendelssohn an der Spitze. Sie sind nur „die Popularphilosophen“. „Sie suchen die Wahrheit nicht, sie glauben sie zu besitzen und wollen sie nur verbreiten.“ Diese sind die Zeitgenossen Hamanns. Daß er gegen ihre Sinnesrichtung auf den Plan treten mußte, läßt sich wohl am schnellsten deutlich machen an Joh. Bernhard Basedow. Bei dem vergrößert sich alles. Zu den Linien der Theorie gibt er dann auch „greifbare“ Praxis, indem er in einer Erziehungsanstalt ein Reliefbild seines Gedankensystems erbaut.

Basedow schrieb das Werk: „Praktische Philosophie für alle Stände. Ein weltbürgerlich Buch ohne Anstoß für irgend eine Nation, Regierungsform und Kirche.“ Die Philosophie definiert er als „eine Sammlung aller gemeinnützigen und zugleich etwas schweren Vernunftwahrheiten mit den nötigen Beweisen derselben.“ Er erhebt die Frage: „Warum muß man Wahrheit vom Irrtum unterscheiden?“ „Um vergnügter und glücklicher zu sein und zu machen.“ Im Paragraph, der von der mancherlei Bedeutung des Wortes Natur handelt, heißt es: Das Wort Natur bedeutet auch oft so viel, als das Wort Gott.

Wie Basedow die Sittlichkeit motiviert, zeigen folgende Sätze: „Es wird allerdings die Tugend durch die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele bestens empfohlen.“ „Durch den Glauben an die Ewigkeit wird Selbstliebe ein Beweggrund zu jeder Tugend. Und so wird Tugend in jeden Umständen das Mittel der Selbstliebe.“ Im Kapitel von den „erlaubten Verstellungen“ wird einem Kaufmann, von dem englischer Stoff verlangt ist, es gestattet, „einheimischen dafür auszugeben, wenn er ebenso gut und zierlich ist“. Auch der Satz sei angeführt: „Wo bleibt das Vertrauen, wenn man Zusagen oft und aus unerheblichen Ursachen zu brechen für erlaubt hält.“ Und in Basedows großem pädagogischen „Elementarwerk“ beginnt das

Kapitel: Gründe der Verpflichtung zur Keuschheit mit dem Dictum: „Es ist sehr gemeinnützig, daß der Vater jedes Kindes bekannt sei.“

Der Wunsch, eine Philosophie praktisch zu popularisieren, führt alsbald Basedow zu einem pädagogischen Treibhaus, er gründet in Dessau das erste „Philantropin“. — Er ruft die aufgeklärte Welt zur Hilfe auf. Katharina II. verspricht er ein Katharineum für Weltbürgerinnen zu stiften. Sie gibt dann 1000 Rth. für das Elementarwerk, ein Buch, welches in Text und Bild den Anschauungsunterricht im und vom Edukationsinstitut unterstützen soll. Dank den ebenso plastischen wie subtilen Kupfern Chodowieckis haben wir in der Tat hier mehr — als ein Relief, vielmehr fast ein Figurenbild von großen und kleinen Menschen und Sachen jener Zeit, — das beste Hilfsmittel, ins Bild der Aufklärungszeit uns zu versetzen. Der Künstler muß freilich der Helfershelfer für die Mißgriffe des Denkers sein. So soll die Bildertafel XXI das Uebergewicht des Guten über das Uebel erweisen. Zu dem Behufe zeigt die Tafel, einerseits: viele Kühe, die weiden, also vergnügt leben, somit es gut haben, andererseits: einen einzigen Ochsen, der geschlachtet wird, also übel dran ist.

In der Liste der Beförderer dieses Elementarwerkes finden sich die Namen von Mendelssohn, Sulzer, Rochow, Feldprediger, Schleiermacher. Auch die vieler Rats- und Aeltesten-Familien Rigas, z. B. Berens, Schwarz, Hollander, Bulmerincq, Vegesack, Zuckerbecker, Schick, Wiedau, Pohrt, Grave, Rautenfeld (ferner Hartknoch, Dyrsen, Praetorius), diese Rigenser meist mit einem Beitrag von 17 Talern 8 Groschen.

Joh. Chr. Berens gibt (1778) einen Sohn ins Philantropin und unternimmt eine Reise, um Erziehung und Unterricht desselben zu beurteilen. Er findet, daß da zu den lebenden Sprachen gute Anleitungen gegeben und der gesunde Menschenverstand gut bearbeitet wurde. Er beschließt daher, dieses Sohnes Bildung da vollenden zu lassen, und gibt auch einen anderen Sohn dahin. Auch ein Zuckerbecker und Valentin Friedrich Grave waren da Zöglinge.

Kant veröffentlicht in der Königsberger Zeitung eine Zuschrift: („An das gemeine Wesen“) zum Lobpreis des Instituts. — Die Erziehungsanstalten in Europa seien insgesamt im ersten Zuschnitt



verdorben, weil alles darin der Natur entgegenarbeitet. Nicht eine langsame Reform, sondern nur eine schnelle Revolution könne die nötige Umschaffung bewirken. — Das Dessauische Edukationsinstitut trage als einziges die Merkmale der Vortrefflichkeit an sich. — Später hat Kant viele Fehler zugegeben. Man bilde sich wohl ein, sagt er nun, daß man schon aus der Vernunft urtheilen könne, ob etwas gut oder nicht gut sein könne. Man irre hierin aber sehr.

Ueber ein Examen im Institut haben wir einen Bericht, der einem zwölfjährigen Knaben in die Feder gelegt ist. Es waren u. a. gekommen Edukationsrat Campe, Buchhändler Nikolai, Propst Teller, Herr v. Rochow aus Reckahn; — Goethe und Lavater blieben aus. Angestaunt werden die Leistungen von Basedows Tochter, von welcher der Vater hofft, sie werde von neun Jahren lateinische Autoren fertig im Deutschen herlesen. Sie heißt Emilie, wohl Rousseaus Emil zu Ehren. Es wird über ein großes Anschauungsbild befragt. Die Kleinen sagen, es wäre eine schwangere Frau, der Mann wolle sie trösten, sie könne wohl gar sterben. Bei der Frage nach den beiden Mützen auf dem Tisch, wird geantwortet: Man wüßte nicht, ob ein Junge oder Mädchen kommen würde, darum sei beides angeschafft. Auf die Frage, wo die kleinen Kinder herkämen, kommt unter Schmunzeln die Antwort: Die Eltern erzählen das verschieden. Es gäbe vernünftige und unvernünftige. Die vernünftigen sagten, die Mutter hat das Kind geboren, die unvernünftigen, der Storch hat's gebracht.

Unter der Ueberschrift „Ordnung der Gewissenslehren für jedes Alter“ teilt Basedow in seiner praktischen Philosophie eigene Dichtungen für die Schüler mit, welche er auch zu einer leichten rezitativen Komposition empfehlen will. Die ersten Verse lauten:

Kein Sterblicher wußte von mir,

Nur empfand, die mich gebären sollte,

Die Schwere des Klumpens.

Und in Erwartung von ähnlichen Folgen

Dachte sie, sie würd' einen Menschen gebären.

Damals lag ich im Verborgenen vorbereitet, ich

mit Seele und Leib, ich

vorbereitet zum menschlichen Leben.

Don unzählbaren Gliedern,  
deren mein kommendes Leben bedürfen würde,  
fehlte nicht eins:  
nicht im Dunkeln die gepaarten Augen,  
nicht da, wo nichts gehört ward,  
fehlt an jeder Seite ein Zwillingsohr  
und dem Stummen fehlte kein Sprachglied

Bei der allgemeinen „Privaterbauung“ (wohl den Andachten), versichert Basedow, wird mit keinem Wort etwas geschehen, was nicht von jedem Gottesverehrer, (er sei Christ, Jude, Mohammedaner oder Deist) gebilligt werden muß. Und ebenso allgemein gefällig werden wir allen Freunden christlicher Systeme werden, von Tinzendorf an . . . in den gemeinchristlichen Erbauungen.“ Drittens können die Geistlichen der einzelnen Konfessionen, die Kinder von ihrer väterlichen Religion überzeugen.

Der Gerechtigkeitsinn Karl v. Raumers lenkt in seiner Geschichte der Pädagogik auch auf das mancherlei Gute bei Basedow den Blick, auf die Pflege des Anschaulichen, der Handarbeit, auf das Abtun von Perücken und Kleiderprunk, aber auch von überharten und widersinnigen Schulstrafen — eine gewöhnliche war das Auswendiglernen des 119., d. i. des längsten Psalms. Basedow will ja auch durchaus Gott Ehre geben. Aber — rühmte ein Leibnitz, der erste Genius der Aufklärung, die Schöpfung Gottes als die „beste Welt“, so schwingt sich der Dichter Basedow nur bis zu dem Zeugnis auf:

Deiner Menschen sterbliches Leben,  
O Gott, ist im ganzen sehr gut.

In der Pädagogik einer Epoche zeitigt ihr geistig sittliches Kernholz seine Frucht. Diese Frucht aber dient wieder zu Blutmischung und Knochenbildung einem neuen Geschlecht. Basedows Bereitschaft das Göttliche abzuschwächen und das Sittliche zu durchlöchern, mußte den Glauben salzlos machen, das Pflichtgefühl zersetzen. Für das Dürftige von Basedows Sinnesweise scheinen aber jene Tagesgrößen der Aufklärung und das Heer der Förderer kein Gefühl zu haben. Sogar Hamann hat, einen Moment, daran gedacht, seinen Sohn dem „pontifex maximus in Dessau zu übermachen“. Dazu schreibt ihm aber Herder: „Gedulden Sie sich noch ein wenig, ich rücke ja selbst dem pontifex maximus

in Dessau näher und mein Knabe wächst auch heran, den er aber, so Gott will, nie sehen oder haben soll. Mir kommt alles erschrecklich vor, wie ein Treibhaus oder vielmehr wie ein Stall voll menschlicher Gänse. Als neulich mein Schwager, der Jäger, hier war, erzählte er mir von einer neuen Methode Eichenwälder in zehn Jahren zu machen, wie sie sonst nur in 50 oder 100 würden: — daß man den jungen Eichen unter der Erde die Herzwurzel nähme, da schieße über der Erde alles in Stamm und Aeste. Das ganze Arcanum des Basedowschen Planes, liegt, glaube ich, darin — und ihm, den ich persönlich kenne, möchte ich keine Kälber zu erziehen geben, geschweige Menschen.“

Schmerzliches erlebte Johann Christoph Berens mit seinem Sohn. Er schreibt an Kant: der Sohn, bis zum 17. Jahre in Dessau erzogen, sei nach Eibau in ein Handelshaus gegeben. Seine Fähigkeiten seien mittelmäßig, seine Kenntnisse schwach, er verstehe kaum seine Muttersprache. „Unser Phylantrop glaubte aber zu großen Dingen geboren zu sein und Geschick zu haben... er nahm die Flucht nach Königsberg, von wo er jetzt an die Welt schreibt und sich empfiehlt.“ — Kant solle helfen bei der Ordnung der Schulden und noch zu einer besonderen Belehrung. „Ich weiß durch Versuche, daß außerordentliche Mittel angewendet werden müssen, seinen Leichtsinn zu erschüttern. In der Absicht habe ich nun Etatminister von Korff . . . geschrieben und vorausgesetzt, daß Sie das Schreiben abgeben würden. Ich bitte darin, daß er dem Läufer selbst den Arrest ankündigen möge . . . und wünschte auch, daß dieser würdige Mann ihm zum Schrecken Kriegsdienste anbieten möge. Der Minister würde den jungen Menschen zu sich rufen lassen, ohne sein Vorwissen. Sie, lieber Freund, würden aber zu gleicher Zeit da sein und im rechten Augenblick mit der Bitte leicht einfallen, ihn auf ihre Bürgschaft und Verantwortung in dem Vertrauen auf künftigen Gehorsam wieder frei zu machen. Ich bin versichert, dieser Auftritt wird großen Eindruck auf ihn machen. Geben Sie doch unserem Freund Hamann von allem mit Nachricht, ich zähle auf seinen Rat und Beistand . . . Ich bin unterdessen dem Dessauischen Institut nicht feind, ich schickte vielleicht meinen ältesten Sohn zu spät dahin, den jüngsten will ich um so lieber bald hingeben, weil sie jetzt einen guten Liturgum haben . . . J. C. Berens.“

Nachschrift. „Mit dem Arrest treiben Sie es nach den Umständen, so weit als Sie es für gut befinden, vielleicht finden Sie es auch für besser, bei der Unterredung nicht zugegen zu sein, sondern dazu gerufen zu werden.“

Basedow und seine Welt läßt man vielleicht als Typus nicht gelten. Darum seien noch einige Züge für das Bild der Aufklärung aus Gellerts Sphäre hinzugenommen. Ein vertrauter Freund bittet ihn (1757) um einen Informator, der ein Theolog sein müsse, denn der Vater will, daß seine Kinder Religion haben sollen. „Halten Sie dieses, so viel wie möglich, geheim, es möchte dem Vater an seinem Glück und seinem guten Namen schaden, da er Kriegsrat, ein Hofmann und von Geschlecht ein B. ist.“ — Gellert selbst läßt in seinem Roman „Die schwedische Gräfin“ (1747) von einem Lehrer rühmen: Er brachte mir die Religion auf eine vernünftige Art bei und überführte mich von den großen Vorteilen der Tugend . . . Ich glaube auch gewiß, daß die Religion, wenn sie uns vernünftig und gründlich beigebracht wird, unsern Verstand ebenso vortrefflich aufklären kann, als sie unser Herz verbessert.“ Es hieß damals: „an Gellert glauben und an die Tugend glauben sei eins“. Und dieser Gellert läßt ganz ohne Arg, als der totgeglaubte erste Gemahl der Gräfin bei ihr einen zweiten Mann angetraut vorfindet, diesen sich damit unter Scherzen abfinden: „Seht zur Strafe eure vorige Gemahlin in meinen Armen. Sie hat euch geliebt und ihr habt es verdient, und wenn ich sterbe, liebt sie euch wieder.“

Bei so sichtlicher Blutarmut des Glaubens und so allgemeiner sittlicher Knochenerweichung war es wohl Christenpflicht, dem Gesamtgeist der Aufklärung den Fehdebrief zu schreiben.

Hamann warf ihn seiner Zeit zu in einer Schrift von 50 kleinen Seiten, die er „Sokratische Denkwürdigkeiten“ nennt (1759). „Das Publikum“, welchem die erste Zuschrift gilt, geißelt er mit folgenden Sätzen: „Du führst einen Namen und brauchst keinen Beweis Deines Daseins. Du findest Glauben und tust keine Zeichen, denselben zu verdienen . . . Du erhältst Ehre und hast weder Begriff noch Gefühl davon. Wir wissen, daß es keinen Götzen in der Welt gibt. Ein Mensch bist Du auch nicht . . . Du mußt alles wissen und lernst nichts, Du mußt alles richten

und verstehst nichts. Du dachtest, hast zu schaffen, bist über Feld oder schläfst vielleicht, wenn Deine Priester laut rufen und Du ihnen und ihrem Spötter mit Feuer antworten solltest."

Als ein neuer „Sokrates“ will der Verfasser das Wort nehmen. Der wünschte sich Leser, welche schwimmen könnten. Seine Sätze glichen einer Menge kleiner Inseln, zu deren Gemeinschaft Brücken und Fähren der Methode fehlten.

Sokrates gestand von sich, daß er nichts wisse, und die Unwissenheit des Sokrates war Empfindung. Zwischen Empfindung aber und einem Lehrsatze ist ein größerer Unterschied, als zwischen einem lebenden Tier und (dem) anatomischen Gerippe desselben. Die alten und neuen Skeptiker mögen sich noch so sehr in die Löwenhaut der sokratischen Unwissenheit einwickeln, so verraten sie sich doch durch ihre Stimme und Ohren . . . Unser eigen Dasein und die Existenz aller Dinge außer uns muß geglaubt und kann auf keine andere Art ausgemacht werden.

. . . Es gibt Beweise von Wahrheiten, die so wenig taugen, als die Anwendung, die man von den Wahrheiten selbst machen kann . . . Ein Philosoph las über die Unsterblichkeit der Seele so überzeugend, daß seine Zuhörer vor Freuden Selbstmörder wurden . . . Der Glaube ist kein Werk der Vernunft und kann daher auch keinem Angriff derselben unterliegen, weil Glauben so wenig durch Gründe geschieht, als Schmecken und Sehen. Ich weiß für des Sokrates Zeugnis von seiner Unwissenheit kein ehrwürdiger Siegel und zugleich keinen besseren Schlüssel als den Orakelspruch des großen Lehrers der Heiden: „So jemand sich dünken läßt, er wisse etwas, der weiß noch nichts, wie er wissen soll. So aber jemand Gott liebt, der wird von ihm erkannt . . .“ Wie aber das Korn aller unserer natürlichen Weisheit verwesen, in Unwissenheit vergehen muß, wie aus diesem Tode, aus diesem Nichts, das Leben und Wesen einer höheren Erkenntnis neu geschaffen hervorkeime, — so weit reicht die Nase eines Sophisten nicht.

Was ersetzt bei Homer die Unwissenheit der Kunstregeln, die ein Aristoteles nach ihm erdacht, und was bei einem Shakespeare die Unwissenheit oder Uebertretung jener kritischen Gesetze? Das „Genie“ ist die einmütige Antwort. Sokrates hatte gut unwissend sein, denn er hatte einen Genius, auf dessen



Wissenschaft er sich verlassen konnte . . . den er liebte und fürchtete als einen Gott, an dessen Frieden ihm mehr gelegen war, als an aller Vernunft der Aegyptier und Griechen. So sprach er oft so zuversichtlich und entscheidend, als wenn er unter allen Nachtheilen seines Vaterlandes die einzige wäre, welche der Minerva auf ihrem Helm säße. — Als Zeuge der Wahrheit muß Sokrates in den Tod. Das gibt dem neuen Zeugen Anlaß zur „Schlußrede“: „Wer nicht von Brosamen und Almosen, noch vom Raube zu leben und für ein Schwert alles zu entbehren weiß, ist nicht geschikt zum Dienst der Wahrheit. Der werde — fröhe! — ein vernünftiger, brauchbarer, artiger Mann in der Welt oder lerne Bücklinge machen und Teller lecken, so ist er für Hunger und Durst, für Galgen und Rad sein Leben lang sicher.“

Unger meint, diese Schrift veranschauliche den Hamannschen Geniebegriff an der Persönlichkeit und Lebensgeschichte gerade des Weisen, der von der rationalistischen Aufklärung als Patron gefeiert wurde. Zugleich sei sie: ein zweiter „Lebenslauf“ Hamanns, allegorisch verhüllt, historisch idealisiert, ins Typische erhoben. „Das Urphänomen des Genialen war ihm zu persönlichem Erlebnis geworden, als er das Wehen und Weben des göttlichen Genius in der heiligen Schrift in jenen Londoner Frühlingstagen zum erstenmal als überwältigende Offenbarung verspürte.“ Und dem Geist von obenher antwortete eine ungehörte Stimme von innen her, aus der Tiefe der Seele. Dem göttlichen Urbild des Genialen, dem in der Schrift sich offenbarenden Geist Gottes entsprach die gottgewirkte Genialität des Gläubigen. Glaube ist die positive Kehrseite jener sokratischen Unwissenheit. Die Skepsis im Sinne Humes, die Hamann heranzieht, ist hier nur die Vorbereitung zur Paulinischen Hypostasis, der gewissen Zuversicht.

Auch dieses Buch hat dem einen der Zweien, Kant, keine Antwort abzwängen können. Aber vom „niemand“, dem Publikum, wenigstens von der „literarischen Welt“, kam Antwort. In den „Hamburger Nachrichten aus dem Reich der Gelehrsamkeit“ schrieb Christian Ziegler in seiner Kritik, „man möge den Verfasser der sokratischen Denkwürdigkeiten zum Besten seines kranken Körpers und Kopfes in ein Spinn- oder Rasselhaus bringen. Das wäre der beste Zeitvertreib für ihn. Denn zum Denken ist er garnicht, —

er möchte sich und einen Teil der Welt mit seinen Schriften um den gesunden Verstand bringen.“

Hamann hat über diesen „Hamburger Nachrichten“, wie er ihn gerne nennt, zwei Jahre später (1761) seinerseits Bericht gehalten in einem Nachspiel in drei Aufzügen, das, gleich jener Komödie des Aristophanes, „*Wolken*“ betitelt ist. Diese war auch gegen „Aufklärer“, nämlich gegen die Sophisten\*), gerichtet, freilich auch gegen Sokrates. Die Sophisten wollten durch Übung des Nachdenkens und Unterscheidens dem Geist Freiheit und Sicherheit der Bewegung schaffen und ihn durch die klare Einsicht der Gründe und Gegengründe die Freiheit einer höher bestimmten Entscheidung gewinnen lassen, was noch heute den Gebildeten vom Ungebildeten unterscheide. Aus der sophistischen Aufklärung sind aber Erscheinungen erwachsen, die mit innerer Notwendigkeit zu einer allgemeinen sittlichen Auflösung geführt haben. Da sollte alles Geltende durch Zweck und Grund motiviert werden, etwa das: „*Betrüge nicht*“ durch die Erwägung: „*Denn sonst verlierst du deinen Kredit*“. Nun wich das Dichten (in Athen) verständiger prosaischer Ergründung, der sich selbst vergessende Patriotismus egoistischer Berechnung. Die Denkkunst wird sogar direkt in den Dienst der Rechtsbeugung gestellt. So sagt in „*den Wolken*“ ein Vater seinem Sohn, den er dem Hause der Sophisten zuführt:

Das ist 'ne Denkanstalt von weisen Geistern . . .

Sie lehren, wenn sie Geld bekommen, wie vor Gerichte

Durch Redekunst so Recht wie Unrecht gleich gewinnt.

Weidlich wird gespottet über das heilige Denksopha, auf das die Schüler sich niedersetzen müssen. Zulezt steigt der Spötter mit brennender Fackel der Denkerei aufs Dach und nimmt am Hause die Dachdialektik vor.

Hamann hat an sein Vorbild nur sehr leicht sich angelehnt, und überhaupt in seiner Schöpfung sich sehr frei bewegt. An Eindner schreibt er hernach: „*Die Wolken* sind das, was sie sein sollen: Eingebung und Gelehrsamkeit sind zwei stolze Pferde, zwei Hengste, die ich hier zum Gespann gemacht. Die Kunst kann nicht mehr übertrieben werden, als ich es hier

---

\*) Dronsen in der Einleitung zu seiner *Wolken* — Uebersetzung. Leipzig, Veil & Co., 1881, II. Teil.

getan, wer Lust hat es von dieser Seite zu beurteilen — das Genie kann nicht unbändiger sein, als ich es mir hier erlaubt. Zwei so entgegengesetzte Gesichtspunkte zu vereinen ist nicht jedermanns Ding.“ — Der dritte Aufzug untersucht die Grenzstreitigkeiten des Genies mit der Tollheit. Die Juden hätten auch von einem Propheten aus ihren Brüdern gesagt: „δαίμόνιον ἔχει καὶ παύεται — er hat den Teufel und ist unsinnig.“ Auch der Landpfleger Festus urteilte, daß die viele Belesenheit den Paulus verwirrt gemacht. Und der Arzt Hippokrates ungeachtet dessen, daß er sich schon viele Mühe gegeben, das θεῖον (das Göttliche) dieses Kreuz seiner Kunst zu vernichten, so entfährt ihm doch am Schluß seiner Abhandlungen περὶ ἐσθῆς νόσον über die heilige Krankheit, d. i. über den Wahnsinn, der neue Grundsatz: „Alles ist göttlich und menschlich ist alles“.

Hamann denkt der Philosophie die Rolle zu, die Paulus dem Gesetz Moses zuweist, die eines Zuchtmeisters oder Pädagogen, er nennt als Beispiel eines solchen auch Orbil, den Pädagogen des Horaz.

Zum Schluß der „Wolken“ fällt dann die Maske der Komödie und die Sprache wird die eines Sehers: „Da stund ein Bild vor meinen Augen und ich kannte seine Gestalt nicht. Eine Stille und eine Stimme; die Stimme eines Predigers, dem das Publikum eine Wüste ist, in der mehr Heerden als Menschen wohnen. Wer Ohren hat zu hören, der höre:

Das Salz der Gelehrsamkeit ist ein gut Ding, wo aber das Salz dumm wird, womit wird man würzen? Womit sonst, als mit der μωρία τοῦ κηρύγματος: mit törichter Predigt. 1. Kor. 1, 21.

Die Vernunft ist heilig, recht und gut, durch sie kommt aber nichts als Erkenntnis der überaus sündigen Unwissenheit, die, wenn sie epidemisch wird, in die Rechte der Weltweisheit tritt, wie einer aus ihnen gesagt hat, ihr eigener Prophet, der Methusalem unter den Beaux esprits dieses Geschlechts: Les sages d'une nation sont fous de la folie commune. Niemand betrüge sich also selbst. Welcher sich unter euch dünkt weise zu sein, der werde ein Narr in dieser Welt, daß er möge weise sein.

Das Amt der Philosophie ist der leibhafte Moses, ein Orbil zum Glauben, und bis auf den heutigen Tagen in allen Schulen,

wo gelesen wird; hängt die Decke vor dem Herzen der Lehrer und Zuhörer — welche in Christo aufhöret. Dieses wahrhaftige Licht sehen wir nicht im Lichte des Schußgeistes. Der Herr ist der Geist. Wo aber des Herrn Geist ist, da ist Freiheit. Dann sehen wir alle mit aufgedecktem Angesicht des Herrn Klarheit, wie im Spiegel und werden verwandelt in dasselbige Bild von Klarheit zu Klarheit als vom Herrn des Geistes. 2. Kor. III. 17, 18."

Die Wurzeln des Genialen und Originalen wohnen nach Hamann im Göttlichen, sein Geäst verzweigt sich ins Menschliche, dort sein Daseinsrecht sich erringend.

Gedanken dieser Richtung bringen mehrere Schriften jener Zeit. So heißt's: „Das menschliche Genie ist in seinen Werken original und der Kritik entrückt, insofern es unmittelbar Gott, den Menschenficksal schaffenden Urgenius, „den Vater feuriger Geister und atmender Kräfte“ und dessen Werke in Natur und Geschichte nachahmt . . . Künstlerische Originalwerke stehen also deshalb höher als Nachahmungen, weil sie das Göttliche, dessen Symbol alles Menschenwerk ist, reiner zum Ausdruck bringen; hierin gleichen sie der unmittelbar aus Gottes Hand hervorgegangenen Natur. Auch im Sprachgebiet beansprucht Hamann für das Genie besondere Rechte. So in dem Satz: „Ein Kopf, der auf seine eigenen Kosten denkt, wird immer Eingriffe in die Sprache tun, ein Autor hingegen auf Rechnung einer Gesellschaft läßt sich die ihm vorgeschriebenen Worte — wie ein Mietsdichter die Endreime — gefallen, die ihn auf die Geleise derjenigen Gedanken und Meinungen bringen, die sich am besten schicken."

Moses Mendelssohn hatte im 254. Literaturbrief Hamanns Stil kritisch beurteilt und ihm die rechte Mitte zwischen den Ausartungen der Dunkelheit und Weitschweifigkeit anempfohlen. Diese Mitte zu finden und zu halten sei kein Werk des Genies, sondern des Geschmacks. Wer sich von der „glücklichen Mittelstraße“ verliert, ist in Gefahr destomehr davon abzukommen, je mehr Genie er hat, so wie ein edleres Roß weiter vom Wege abführen kann, als ein gemeines Zugpferd. Hamann zeige Funken von Genie und hätte einer der besten Schriftsteller werden

können; durch die Begierde, ein Original zu sein, sei er einer der tadelhaftesten geworden.

Hamann wendet sich gegen Moses Forderung, das Genie solle sich nach der Einsicht seiner Leser richten und den Vorschriften des Geschmacks unterwerfen: nein, die Leser sollen sich an dem Genie des Schriftstellers selbst halten, als an dem Haupt, aus welchem der ganze Leib von Lesern durch Gelenk und Fugen Handreichung empfängt und wachsen muß zur göttlichen Größe des Genies selbst . . . Wie töricht; genialen Leistungen gegenüber über „Ungleichheiten“ des Vortrages Klage zu führen! Heißt das nicht von den hergetürmenden Giganten abgezirkelte Tanzmeisterschritte fordern? Und glauben die Kritiker der Literaturbriefe mit ihren Wasserfluten solche Berge ebnen zu können?

An Lindner, der für die Rigaer Domschule — recht matte — Schuldramen abfaßte, schreibt Hamann fünf Hirtenbriefe und sagt da: Ein Engel fuhr herab zu seinerzeit und bewegte den Teich Bethesda, in dessen fünf Zellen viel Kranke, Blinde, Lahme, Dürre lagen, und warteten, wenn sich das Wasser bewegte. — Ebenso muß ein Genie sich herablassen, Wasser zu erschüttern, sonst bleiben sie Wasser: und man muß der erste sein hineinzusteigen . . . wenn man die Wirkung und Kraft der Regeln selbst erleben will. — Hamann will nicht, daß es ohne Regeln hergehen soll. Aber das Genie schafft neue ästhetische Tatsachen, die der Kunstphilosoph zu neuen Erkenntnissen und Prinzipien verwenden kann und soll. Auf Homers und Sophokles Poesie konnte sich die Poetik des Aristoteles aufbauen. Der Geschmack des Genies wird einen andern Durchschnitt machen. Sorge darüber, nicht gleich Eingang zu finden, sucht ihn nicht an. Vielmehr meint er: „Ein Schriftsteller, der eilt heute oder morgen verstanden zu werden, läuft Gefahr übermorgen vergessen zu sein.“ — Jedenfalls nimmt Hamann alle ästhetischen Fragen ethisch ernst und christlich tief. Er sagt: „Von der Schuldigkeit ein Original zu sein soll mich nichts abschrecken. Ein Original schreckt Nachahmer ab und bringt Muster hervor.“ Und in einem Geschäftsbrief an den Beherrscher des Aufklärungsmarkts Nikolai steht als Schlußsatz das königliche Wort: „Genie ist eine Dornenkrone und der Geschmack ein Purpurmantel, der einen zerfleischten Rücken deckt.“ Erst Passion, dann rechtes Pathos.



Zur Geniefrage hat Kant eine Antwort nicht gegeben. Aber zu einer gemeinsamen pädagogischen Arbeit hat er alsbald (1759) Hamann aufgefordert. „Der Titel oder Name einer Kinderphysik sei da, aber das Buch fehle.“ Das Technische beherrschte Kant genügend; hat er doch z. B. während der russischen Okkupation Königsbergs im Siebenjährigen Kriege für den General Meyer und seine Offiziere ein Kolleg über Mathematik und physikalische Geographie gehalten, zu dem er mit einer Kutsche abgeholt wurde, wie Hamann an Lindner schreibt. Von seinem pädagogischen Können urteilt Kant selbst: es habe bei richtigen Grundsätzen kaum je einen schlechteren Hofmeister gegeben als ihn. Er habe auch einmal ein Bruchstück eines moralischen Katechismus herausgegeben. Da läßt er in § 52 der Tugendlehre zuerst den Lehrer folgendes sagen: „Also ist dem Menschen die Beobachtung seiner Pflicht die allgemeine und einzige Bedingung der Würdigkeit, glücklich zu sein und diese ist mit jener ein und dasselbe. — Wenn wir uns aber auch eines solchen guten und tätigen Willens, durch den wir uns würdig (wenigstens nicht unwürdig) halten, glücklich zu sein, bewußt sind, können wir darauf auch die sichere Hoffnung gründen, dieser Glückseligkeit theilhaftig zu werden? Hierauf soll der Schüler antworten: „Nein! Darauf allein nicht. Denn es steht nicht immer in unserem Vermögen, sie uns zu verschaffen, und der Lauf der Vernunft richtet sich auch nicht so von selbst nach dem Verdienst, sondern das Glück des Lebens (unsere Wohlfahrt überhaupt) hängt von Umständen ab, die bei weitem nicht alle in des Menschen Gewalt sind. Also bleibt unsere Glückseligkeit immer nur ein Wunsch, ohne daß, wenn nicht irgend eine andere Macht hinzukommt, dieser jemals Hoffnung werden kann.“

Wie alten Schülern möge dieses Satzgefüge zugebracht gewesen sein? — Hamann hat auf Kants Aufforderung geantwortet, in „Zwei Liebesbriefen“, die er später auch drucken ließ. Da heißt es: „Sie sind fürwahr ein Meister in Israel, wenn Sie es für eine Kleinigkeit halten, sich in ein Kind zu verwandeln trotz Ihrer Gelehrsamkeit. Oder trauen Sie Kindern mehr zu, unterdessen Ihre erwachsenen Zuhörer Mühe haben es in der Geduld und Geschwindigkeit des Denkens mit Ihnen auszuhalten? . . . Ein philosophisches Buch für Kinder würde daher

so einfältig, töricht und abgeschmackt aussehen müssen, als ein göttliches Buch, für Menschen geschrieben. Nun prüfen Sie sich, ob Sie soviel Herz haben, der Verfasser einer einfältigen, törichten und abgeschmackten Naturlehre zu sein.“ Hamann empfiehlt zu Grunde zu legen den verworfenen Eckstein der mosaischen Geschichte oder Erzählung. Da er den Ursprung aller Dinge in sich hält, so ist ein historischer Plan einer Wissenschaft immer besser als ein logischer . . . Schämen Sie sich also nicht, wenn Sie für Kinder schreiben wollen, auf dem hölzernen Pferde der mosaischen Geschichte zu reiten und nach den Begriffen, die jedes Christenkind vom Anfang der Natur hat, Ihre Physik in folgender Ordnung vorzutragen.

I. Von Luft und Feuer.

II. Von der Dunstkugel und allen Luftercheinungen.

III. Vom Wasser, Meer und Flüssen.

IV. Von festem Lande und was in der Erde und auf der Erde wächst.

V. Von Sonne, Mond und Sternen.

VI. Von den Tieren.

VII. Vom Menschen und der Gesellschaft.

Kant hat durch Schweigen geantwortet. Hamann hat nochmals geschrieben. Einige Sätze — Stichproben — sollen zeigen, in welchem Ton und Geist: „Geehrter Freund. Es gehört nicht immer ein Scheffel Salz zu dem Bündnisse, das man Freundschaft nennt. Ich schmeichle mir also, daß ich mit dem Handvoll abkommen werde, womit ich gegenwärtigen Brief habe würzen müssen. Ihr Stillschweigen . . . wo die Redlichkeit einem Stummen die Zunge lösen mußte, ist eine Bedingung für mich . . . Ich habe Lust an dem Werke mitzuarbeiten, davon die Rede unter uns ist . . . Einigkeit gehört zu unserem Entwurf . . . wie die Bilder des rechten und linken Auges durch die Einheit des Gesichtsnervs zusammenfließen. — Meine Anerbietung war, die Stelle eines Kindes zu vertreten. Sie sollten mich daher ausfragen, wie weit ich gekommen. Wie und was ich wußte? und Ihr Gebäude darnach einrichten. Sie setzten aber schon zum voraus, daß das Kindereien seien, was ich gelernt . . . Die Natur ist ein Buch, ein Brief . . . Gesezt, wir kennen alle Buchstaben darin so gut wie möglich, wir können alle Wörter syllabieren und aus-

sprechen . . . ist das schon genug ein Buch zu verstehen . . . oder einen Auszug zu machen? Es gehört also mehr dazu als Physik, um die Natur auszulesen. Physik ist nichts als das ABC . . . Wer eine beste Welt vorgibt, wie Rousseau, und eine individuelle, atomistische und momentane Vorsehung leugnet, der widerspricht sich selbst . . . Fließen Kleinigkeiten aus ewigen Gesetzen, so ist es eigentlich die Vorsehung in den kleinsten Teilen, die das Ganze gut macht. Ein solches Wesen ist der Urheber und Regierer der Welt . . . Ein eitles Wesen schafft deswegen, weil es gefallen will; ein stolzer Gott denkt daran nicht. Wenn es gut ist, mag es aussehen, wie es will; je weniger es gefällt, desto besser ist es. Die Schöpfung ist also kein Werk der Eitelkeit, sondern der Demut und Herablassung. Sechs Worte werden einem großen Gott so sauer, daß er sechs Tage dazu braucht und den siebenten sich ausruht . . .

Ich glaube, darum rede ich. Ueberzeugen können Sie mich nicht, denn ich bin keiner von Ihren Zuhörern, sondern ein Ankläger und Widersprecher . . . Sie müssen mich fragen und nicht sich, wenn Sie mich verstehen wollen.“

Ein Schweiger ist Kant gegen Hamann geblieben, 14 Jahre, völlig jedenfalls im Schreiben. Für Hamann blieb er aber ein Gegenstand steten Interesses.

Eine gewisse Vorstellung von Kants Leben und Wesen vermitteln die drei literarischen Silhouetten, zu denen Kant gelesen: dem späteren Schuldirektor Jachmann, der zehn Jahre als Amanuensis ihm zur Hand war, dem nachmaligen evangelischen Erzbischof Borowski, dessen Aufzeichnungen Kant selbst noch ergänzt hat (z. B. mit der Angabe, daß er auch einen Ruf als Professor nach Mitau erhalten) und dem Diakonus Wasianski, dem Vertrauten seiner letzten Lebensjahre. Aus dem Berichteten versteht es sich bald, daß trotz des nahen Beieinanders ihrer Lebenslinien und mancher Berührungspunkte die beiden Geistesgrößen Kant und Hamann innerlich sich fern bleiben mußten.

Von seinem Vater, — er war Riemermeister — hat Kant wenig überliefert. „Meine Mutter,“ sagte er oft, „war eine liebevolle, gefühlvolle, fromme und rechtschaffene Frau, welche ihre Kinder durch fromme Lehren und durch ein tugendhaftes Beispiel zur Gottesfurcht leitete. Sie führte mich oft außerhalb

der Stadt, machte mich auf die Werke Gottes aufmerksam, ließ sich mit einem frommen Entzücken über seine Allmacht, Weisheit, Güte aus und drückte in mein Herz eine tiefe Ehrfurcht gegen den Schöpfer aller Dinge.“ Nur bis zum dreizehnten Jahr hat er seine Mutter gehabt, sie hat ihn immer Mannelchen genannt. Als Zehnjähriger kam der Knabe für sieben Jahre auf das Collegium Friedericianum, und zwar dank der Verwendung des Leiters, des hochangesehenen Theologen Fr. A. Schulz. Dieser Gönner half den Eltern in stiller Weise, auch mit Brennholz, das er ihnen auch zuführen ließ. In jener Anstalt, die nach Halleschem Vorbild auch eine besondere Kirche hatte, begann und schloß jede Unterrichtsstunde mit einem Gebet. Zudem mußte der Knabe mit der Mutter Schulz' eigene Betstunde fleißig besuchen, wo er viel von gänzlicher Bekehrung zu bestimmtem Termin und endlichem Durchbruch hörte. Dieser Pietismus in der Schule wirkte weniger gut auf den Knaben als der im Elternhause. Schulz persönlich jedoch blieb ihm ehrwürdig. Als er Kant die erledigte Professur der Logik und Metaphysik zuwenden wollte, konnte er den Vierunddreißigjährigen fragen: „Fürchten Sie auch Gott von Herzen?

Mit seinem Bruder hat Kant wenig geredet, es heißt einmal: nur nach der Vorlesung, die jener bei ihm hörte, ein paar Worte. Als Pastor von Alt-Kahden bei Bauske hat er denn auch nur gar selten Briefe vom großen Philosophen erhalten. Seine Schwestern dienten — und waren dann in Königsberg an Handwerker verheiratet. 25 Jahre hat er sie nicht gesprochen, weil ihre Unterhaltung ihm nicht genügen mochte. Geholfen hat er ihnen, je länger, je mehr. Als er im Alter des Beistandes bedarf, wird eine Schwester aus dem Georgs-Hospital zu ihm genommen, aber zuerst erhält sie ihren Platz hinter seinem Stuhle, damit ihre ungewohnte Gegenwart ihn nicht störte.

Bis zum 70. Jahre war Kants Gedächtnis ein Repositorium der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit. Aus Königsbergs Bannmeile ist er kaum herausgekommen, aber er schildert in Gegenwart eines Engländer's die Westminsterbrücke mit den Maßen der einzelnen Teile so genau, daß der fragt, wieviel Jahre er in London gelebt und ob er sich besonders der Architektur gewidmet habe. Nach seinem 60. Jahr eignet er sich durch bloße Lektüre die

ganze chemische Nomenklatur und einen Ueberblick über die gesamte Experimentalchemie, ohne je ein einziges chemisches Experiment gesehen zu haben, so an, daß ein großer Chemiker ihn bewundert. Er ist Universalgelehrter. Von den neuen Sprachen versteht er Französisch, spricht es aber nicht. Er besitzt nur 450 Bücher, freilich ist er (1766) zweiter Inspektor in der Schloßbibliothek. Sein theologischer Lehrer Professor Salthenius besaß 22,000 Bücher. Einige Buchhändler, wie Hartknoch und Nicolovius, stellen ihm ihren Bestand zur Benutzung frei. Letzterer schickt ihm immer seinen Meßkatalog, da notiert sich Kant denn Bücher zu seiner Lektüre und läßt sie nach und nach aus dem Laden abholen. Er las in den letzten Jahren fast nur eingebundene Bücher. Was ihm von den Verfassern zugesendet wird, verschenkt er meist an seine Freunde, auch nicht selten an Hamann. Als dieser von Herder den zweiten Teil seiner Ideen zur Philosophie der Geschichte erhalten, schreibt er ihm alsbald (9. November 1785). „Kant ließ mich auch darum ersuchen und behielt es wider seine Gewohnheit über eine Woche.“ Theologische Untersuchungen, berichtet Borowski, besonders Exegese und Dogmatik benutzte Kant nie; von den Forschungen Semmlers, Tellers, wußte er sehr wenig. Sein Wissen reichte da nicht über die bei Dr. Schulz 1742/3 angehörten dogmatischen Vorlesungen hinaus. Doch die Schröckische Kirchengeschichte hat er bis Band XVII Wort für Wort gelesen. Eigen ist, daß der Meister die wenigsten seiner Erklärungen und Verteidiger gelesen — außer den Erläuterungen von Schulz, ebensowenig die Schriften seiner Gegner auch nur beachtet hat. Jachmann sagt: Er konnte die nur mit äußerster Mühe fassen, weil es ihm unmöglich war, sich auch nur auf einige Zeit aus seinem originellen Gedankensystem herauszusetzen. Er beauftragte gewöhnlich seine Freunde für ihn zu lesen, die Hauptresultate ihm mitzuteilen und seine Philosophie gegen die Anfechtungen seiner Gegner zu schützen. Er hatte ein „unpolemisches Herz“ sagt Borowski. Doch sagt er auch: Gerader Widerspruch beleidigte und wenn dieser anhaltend war, erbitterte ihn. Einem Mann von Bedeutung, der über die französische Revolution anders dachte — Kant hatte zu ihrer Zeit einen wahren Heißhunger nach den Zeitungen — schnitt er gleich das Gespräch darüber mit dem Wort ab: Wir sprächen, dachte ich, gar nicht davon.



(1919 in der Weimarer Nationalversammlung hat der Zentrumsführer Spaßn sich darauf berufen, daß nach Kant die Republik die beste Regierungsform sei.)\*)

Kant las neben der Philosophie u. a. auch Pädagogik, Naturrecht, rationale Theologie. Er hatte in seinem Hause einen geräumigen Hörsaal, der samt Vorhaus und Treppe mit einer unglaublichen Menge von Studierenden angefüllt war. Sein Vortrag war ein stets neu gedachter Erguß seines Geistes. Von dem Kolleg über Moral schwärmt Jachmann: „Es gewährte ein himmlisches Entzücken, diese reine und erhabene Tugendlehre mit solcher kraftvollen philosophischen Beredsamkeit aus dem Munde ihres Urhebers selbst anzuhören. Ach, wie oft rührte er uns bis zu Tränen, wie oft erschütterte er unser Herz, erhob er unsern Geist . . . zu dem hohen Selbstbewußtsein der reinen Willensfreiheit, zum unbedingten Gehorsam gegen das Vernunftgesetz und zu dem Hochgefühl einer uneigennützigen Pflichterfüllung . . . Seine Zuhörer verließen gewiß keine Stunde seiner Sittenlehre, ohne besser geworden zu sein.“

Für die Vorlesungen über rationale Theologie fanden sich einmal so wenig Zuhörer, daß Kant sie schon aufgeben wollte, als er aber erfuhr, daß fast alle Theologen weinen, las er sie doch. Er hegte die Hoffnung, daß gerade aus diesem Collegio . . . das helle Licht vernünftiger Religionsüberzeugungen sich über sein ganzes Vaterland verbreiten würde und er täuschte sich nicht, denn viele Apostel gingen von dannen und lehrten „das Evangelium vom Reiche der Vernunft“. So rühmt Jachmann. Einmal bitten besonders Kurländer ein ästhetisches Kolleg und Uebungen in Wohlredenheit und deutschem Stil. Das überträgt der Meister aber seinem Schüler Borowski und der hält es für 15—18 junge Leute. —

Darf einer solchen Geistesgröße Hamann überhaupt nahegerückt werden? Was ist dieser Hamann eigentlich gewesen? So hat schon mancher gefragt. Seinem bürgerlichen Charakter nach, würden wir sagen, Privatgelehrter. Und zwar war er das allein in den ersten vier Jahren, die er nach seiner Hofmeisterzeit wieder in Königsberg verbrachte. Darnach ist er da auch Zeitungs=

\*) siehe Kremers deutsch-protestantische Sorgen u. Aufgaben. Bonn 1922.

Schreiber und Subalternbeamter. Jene vier Jahre über hatte er bei seinem Vater Brot und Muße genug. In diesen glücklichen Jahren, bekennt er, lernte ich erst studieren und von der damaligen Ernte habe ich lange gelebt.

Einen Maßstab für den Umfang seiner gelehrten Arbeit und seiner schöngeistigen Lektüre gewinnen wir an den Sprachen, in denen er sich bewegt. Mit arabischen, hebräischen, griechischen, lateinischen Werken pflegt er Umgang. Als der Sohn des Mitauer Hofarztes Lindner sein Pensionär wird, macht er sich anheischig, ihn im Englischen, Französischen, Spanischen, Italienischen zu unterrichten (1780). Sein eigener Sohn verwirklicht denn dieses Programm: Dantes *Commedia* las Hamann (senior) ohne Wörterbuch von Anfang bis zu Ende, weil ihn „das wenige Verstandene für das übrige schadlos“ hielt. Eine portugiesische Grammatik begann er (1780) durchzunehmen, zunächst um zu sehen, wie weit man wohl in drei Tagen damit kommen könne. Da ihm ein portugiesisches Wörterbuch fehlt, liest er später Camoens in englischer Uebersetzung. Aus Mitau bringt er ein paar kleine zu Venedig gedruckte armenische Bücher mit und lernt auch die Sprache kennen. Herder soll ihm aus Riga nach Mitau eine lettische oder kurische Bibel in schwarzem Leder mit goldenem Schnitt, eingebunden aber ohne Klausur besorgen, zur Erlernung dieser Sprache, in der er einen langsamen Anfang gemacht. Des Freundes Vorsatz, die lettische Sprache zu erlernen, gefällt ihm.

Beim Lesen hält Hamann als Forscher wie als Schöngeist einen umfassenden Plan fest ein. Das Buch der Bücher bleibt ihm die Bibel. „Ich habe sie,“ schreibt er Herdern, „mit einer fame canina (dem Hunger eines Hundes) verschlungen und las täglich drin. Sie war mein Element und Aliment.“ Dem Bruder meldet er, er habe beendet das Neue Testament griechisch zu durchgehen, wozu er sich durch eine Wiederholung der Grammatik zubereitet. Er fängt also bald von neuem an es zu durchlesen.

In Luthers Uebersetzung ist er verliebt. Er schilt mit allem Recht: „Was für eine Schande für unsere Zeit, daß der Geist dieses Mannes so unter der Asche liegt. Was für eine Gewalt der Beredsamkeit, was für ein Geist der Auslegung, was für ein Prophet! Wie gut wird Ihnen (Herdern) der alte Wein schmecken.“ Als Fünzigjähriger meldet er Herdern seinen Einfalt

Luthers Werke zu lesen; mit der Jenaischen Ausgabe habe er begonnen, sich am ersten Teil wie ein Schwamm vollgesogen. Auch die Walchsche Ausgabe will er sich auftreiben. Er zitiert alsdann das Luther-Wort: „Wir sind's noch nicht, aber wir werden's. Es ist noch nicht getan und geschehen, es ist aber in Gang und Schwang. Es ist nicht das Ende, aber es ist der Weg. Es glüht und gliht noch nicht alles, aber es setzt sich alles.“ Der Kirchenhistoriker Horst-Stephan urteilt, daß Hamann ein stärkeres Verständnis für Luther als irgend jemand vorher (seit der Reformation) sich errungen habe.

Hamann geht als Forscher auch noch hinter Luther zurück. Nachdem er den Eusebius und die übrigen *historicos ecclesiasticos* — die Kirchenhistoriker — zu Ende gebracht, will er zu den Kirchenvätern schreiten. Er nennt Herdern da: Tertullian, Augustin, Hieronymus, Cyrill und andere.

Vom Alten Testament ließ der Weiterstürmende sich führen zum Schrifttum des Orients, vom Neuen Testament zu den Griechen. Schon 1760 teilt er Lindnern mit: „Vier Tage in der Woche habe ich zum Orientalischen ausgesetzt, den Mittwoch und Sonnabend aber zum Griechischen. Beim Lichtanstecken sind immer einige Kapitel des Neuen Testaments meine erste Arbeit.“

Für die Griechen lautet Hamanns System: Erst die Dichter, dann die Philosophen, zuletzt die Historiker. Die Odyssee gibt ein ganz neues Licht über die epische Poesie. Klopstock habe sie nur im Detail nachzuahmen verstanden. Hesiod verhalte sich zum Homer, wie Jakob zu Esau. Das Recht der Erstgeburt zwischen diesen beiden Erzvätern der griechischen Dichtkunst ist ebenso schwer zu entscheiden. An Sophokles Tod des Ajax lasse sich acht Tage lesen.

Von den Dichtern Roms sei nur Horaz genannt. Hamann hatte als einziger in Königsberg den Ehrgeiz ihn auszustudieren. Eine Zeitlang las er ihn fast alle Tage mitsamt den 14 Kommentaren der *Ars poetica*, den Auslegern und Uebersetzern.

Aus der hohen Schar der Philosophen hat Hamann den Plato (1761/2) von Anfang bis zu Ende gelesen mit solcher Intimität, wie keinen andern Autor, er hätte ihn halb ausschreiben können, ohne ihn gelesen zu haben. Gleichzeitig wurde der ganze Aristoteles „durchlaufen“. Ebenso studierte er den Hippokrates und viele

kleinere Geister. Von den neueren lehnt er den großen rationalistischen Systematiker Cartesius ab, ebenso Spinoza wegen seines fanatischen Pantheismus. Einst hatte er diesen „mit wahrer Andacht gelesen“ wie er 20 Jahre hernach angibt.

Die Franzosen sind dem Freunde von Joh. Christoph Berens wohlbekannt, vom glaubensfesten Pascal an bis zum Baron Holbach, dem Leugner alles Geistes. Voltaire, dessen 54 Bände in 21½ Monaten durchlaufen wurden, nennt Hamann den wahren Luzifer des Jahrhunderts, auch le diable des poètes modernes. — Gern geht er zu den Quellen der Franzosen, den Engländern. Zu Baco, der von der Erfahrung, Locke, der von der Sinneswahrnehmung den Ausgang nehmen lehrt. Empirie und Sensualismus. Hamann will Konkretes, Sinnenwelt, Fleisch und Blut. Eine Zeitlang ist der skeptische Schotte Hume sein Leibphilosoph.

Von den deutschen Schriftstellern seiner Zeit stellt Hamann am höchsten Winckelmann, den Herold der antiken Kunst. Angemerkt zu werden verdient seine Kenntniss eines Briefes Winckelmanns an den jungen Liefländer Fr. Reinhard von Berg. Hamann hat nämlich an Lindner, als er ihm für die Domschulstelle seinen jungen Freund Herder empfahl, geschrieben: „Er besitzt die jungfräuliche Seele eines Virgil und die Reizbarkeit des Gefühls, welche mir den Umgang der Liefländer immer so angenehm gemacht und dem Winckelmann ein so erbauliches Sendschreiben in die Feder geflüßt hat. Sie wissen es noch, wie sehr mir in meiner Jugend immer die Gesellschaft ihrer jetzigen Landsleute gefiel. Die Idee eines Liefländers war damals das Oel, welches die eisernen Räder einer spartanischen Denkkungsart vor dem Rost bewahrte, der mich nun unbrauchbar macht.“

Nach Erscheinen von Klopstocks deutscher Gelehrtenrepublik ist Hamann in Königsberg der erste, der subscribiert und auf Werbung ausgeht — es finden sich zehn Subskribenten. Bei diesem patriotischen Unternehmen tut sich auch der baltische Osten rühmlich hervor.

Der interessanteste zeitgenössische Schriftsteller ist für Hamann — nächst Herder — Lessing, und zwar nicht so sehr als Dichter, wie als Herold und Führer im großen philosophisch-religiösen Gedankenkampfe der Zeit. Auf Lessings Seite steht er nicht,

er fragt vielmehr: „Hat nicht der Hamburgische Mel-Göze bei aller seiner Dummheit im Grunde recht gehabt.“

In der Literatur des Tages ist Hamann bis in alle Winkel zuhause. In ihren Kämpfen wird er bekämpft und kämpft er mit. Die Literaturbriefe, die Lessing in Gemeinschaft mit Mendelssohn und Nicolai herausgab, verfolgt er gespannt, zum Mitarbeiter ihn zu gewinnen, gelingt den letzteren beiden nicht. In der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“, dem Rezensionjournal Nicolais, das der theologischen Literatur den meisten Raum zuwandte, wird Hamann, wenn auch beachtet, so nicht geachtet. Als Nicolai von seinem mehrbändigen Roman: „Sebaldu Notanker“ Hamann wieder einen Band zusendet, fügt dieser der Mitteilung davon an Herder das Zitat hinzu: „Mach End, o Herr, mach Ende mit unserer großen Not.“

Hamann ist ein Büchermensch. Er sagt einmal: „Bücher sind kein Spielzeug für mich, sondern Handwerksgeräte, gehören zu meines Leibes Nahrung und Notdurft.“ Die Belesenheit des Bücherkundigen reflektiert besonders in der bunten Fülle von Zitaten, die seine eigenen Schriften durchglühern. Lessing imponierte sie so, daß er zur Steigerung von einem „viel“ zu einem „all“ sich genötigt sah. Er scherzt: „Seine Schriften scheinen zu Prüfungen der Herren aufgelegt zu sein, die sich für Polnhistoros ausgeben. Denn es gehört wirklich etwas Panhistorie dazu. Ein Wanderer ist leicht gefunden, aber ein Spaziergänger ist schwer zu treffen.“

Das Kapitel über Hamanns schönwissenschaftliche Lektüre umfaßt bei Unger 100 Seiten, und dazu gibt's noch 1600 angemerkte Belege. Von dem Webbild seiner Geistesarbeit die Einzelfäden auseinanderzufügen und auf ihre Herkunft sie bestimmen zu wollen, wäre eine schier unlösbare Aufgabe. Aber keine fruchtlose. Denn es handelt sich z. B. bei seinen Zitaten nicht um eine äußere Streuzutat, sondern mit dem Fremden ver- und erarbeitet der Einsame immer Eigenes, so Eigenes! „Ich habe,“ sagt er selbst, „meistens aus fremdem Geist und mit eigenem Urteil geschrieben.“ So blieb oder so wurde der viel Lesende und Ausschreibende ein solches schriftstellerisches Original. Selbst bei den ganz Großen weiß er, von ihnen zunächst ästhetisch Gemeintes, für sich ethisch und religiös zu vertiefen. Demzufolge sind — nach Ungers



Urteil — Plato, Cervantes, Shakespeare, ihm mehr gewiesen als große Denker und Dichter, — sie wurden ihm Helfer zur Selbstbefreiung und Selbstdarstellung.

Aber Brot brachte all der Reichtum an hochgelehrten Büchern und eigenen tiefen Gedanken nicht ins Haus. Auch der Vater, der seine Badstube aufgab, und der Bruder, der immer stumpfer wurde bis zur Verblödung, verdienten nicht. Doch kann auch solch eine Jammergestalt ja ihre Verdienste haben. Schon indirekter Weise. In den Briefen, welche den Geistessträgen anspornen sollen, hat der ältere Bruder viel über seine Studien, Arbeit und sein Erleben angeführt, wovon sonst keine Kunde auf die Nachwelt gekommen wäre. Und: der Hilfslose wurde zu einem Wegstein, der helfen sollte, bei dem Heger der großen christlichen Gedanken auch ein Christentum der Tat herauszubilden, in dem sich zeigte, daß er ethisch nicht nur eine tiefere Theorie, sondern auch eine feinere Praxis gehabt hat, als mancher Wortführer der Zeit.

Auf die vier glücklichen Studienjahre folgen für Hamann nun vier trübe Warte- und Reisejahre (1759—1763—1767). Sie zeigen mancherlei Versuche in Amt und Brot zu kommen. Nach einiger Volontärsarbeit in der Kanzlei des sogenannten Kneiphofschen Rathauses reichte der Stellungsuchende eine Bittschrift ein auf den Namen König Friedrichs II. (1763). Er müsse allen Aemtern entsagen, zu welchen die Qualität eines Literaten sonst erfordert wird und führt für sich nur an, daß er zur Not leserlich schreiben und ein wenig rechnen kann. So bittet er bei der Kriegs- und Domänenkammer eine Probe ablegen zu dürfen, in der Hoffnung, daß es durch diesen Weg gelingen könnte, als ein Invalide des Apoll mit einer Zöllnerstelle zu seiner Zeit begnadigt zu werden. Doch nach einem halben Jahr bittet er schon um Entlassung, weil er daran verzweifelt, einer Kopistenhand und des nötigen Augenmaßes jemals mächtig zu werden.

Seine „Amtsgedanken“ hat Hamann Lindnern anvertraut: „Gott gibt mir Anlaß, an meine eigene Hütte zu denken . . . Schule und akademisches Amt ist nichts für mich, weil ich zum Vortrage nicht tauge. — Ein bloßer Kopist zu werden, würde meinen Augen zur Last fallen und meiner Gesundheit, auch Neigung

hinderlich sein. Blicke also Münze, Exeise und Licent. Zum letzten möchte ich mich am liebsten entschließen . . . Man muß mit ebenso viel Vertrauen sich dem Strome der Umstände als dem Strom der Leidenschaften überlassen, wenn Gott mit uns und unser Leben in ihm verborgen ist. — Der auch da war, da ich mir in der Hölle bettete und mir die Schande der Mühe überwinden half; wird mir jetzt in der Gefahr der Geschäfte ebenso gegenwärtig sein . . . Wenn Sie Ihren Freund auf der Liste der Zöllner sehen werden, so ärgern Sie sich nicht. Am äußersten Meer werde ich bleiben oder von unten anfangen zu dienen, so tief ich nur kann. Die Demut der Tugend und ein kluger Stolz zwingen mich dazu."

Ein Versuch von kurzer Dauer ist auch die — viermonatige — Arbeit an der neugegründeten Königsberger Zeitung. Der rührige Verleger Kants zeigt Lust manchen Querstrich durch Hamanns hochfliegende Absichten zu machen, daher dieser schon im Eingangsartikel schreibt:

„Wir zweifeln, daß es uns immer gelingen möchte, die Posaune des Gerichts durch eine Querflöte zu ersetzen.“ Und Lindnern klagt er: „Kanter will nichts haben als Mittel, die Bücher abzusetzen, welche er überflüssig hat, und Artikel, die alle alten Weiber auf der Fischbrücke von rechtswegen lesen müssen. Darauf geht sein Tiefsinn, ohne daß er es selbst weiß, und diese eigennützigen Absichten verhehlt er sich selbst unter den prächtigen Redensarten vom Geschmack des Publikums . . .“ Bald heißt's in Unmut: „An Autorschaft und am allerwenigsten am Rezensentenamte soll mir gelegen sein. Ich hasse von Grund des Herzens beides und unter allen Handwerken ist mir keins unerträglicher.“ Wohl zeigt Hamanns Feder eine Verständlichkeits-Skala bei Buch, Tagesblatt, Brief. Aber sein Interesse haftete nun einmal an den tiefsten Fragen, und für die rechten Antworten konnte er nur jene des christlichen Glaubens halten, für welche, selbst in der einfachen Katechismusfassung, der Zeit das Verständnis abhanden gekommen war. Das erhellt aus der Rezension eines Lehrgebäudes von 1926 Paragraphen: „Vernunft und schriftgemäße Gedanken von den Lebenspflichten der Christen“. Da urteilt Hamann: „Ueberhaupt ist die Religion durch die Wechselbank der Vernunft mehr entweiht als erbaut worden, und der

Wucher, den man durch Umsezung der Wörter getrieben . . . bereichert zwar die Taubenkrämer, aber auf Kosten des Geistes, welches der Herr ist . . . Die Sittlichkeit der Handlungen scheint daher eher ein Maßstab der Werkheiligkeit als eines mit Christo in Gott verborgenen Lebens zu sein. Luther sage: Es ist ein Christ auch wohl sich selbst verborgen, daß er seine Heiligkeit und Tugend nicht siehet, sondern eitel Untugend und Unheiligkeit sieht er an sich. Kurz, unsere Heiligkeit ist im Himmel, da Christus ist, und nicht in der Welt vor den Augen, wie ein Kram auf dem Markte.“ — „Das war dicht neben Kant eine ungewöhnliche Rede.“

Eine Rezension gilt auch den „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen von M. Immanuel Kant“. Sie ist in durchweg ehrerbietigem Ton gehalten. Der „exemplreiche Wiß“ des Verfassers wird illustriert durch die Sätze: „Verstand ist erhaben, Wiß ist schön. Kühnheit ist erhaben und groß, Eist ist klein, aber schön. Die Behutsamkeit, sagte Cromwell, ist eine Bürgermeistertugend.“ Doch fehlt auch nicht der Vorwurf, das Gefühl stelle bald eine gewisse Dunkelheit, bald eine gewisse Klarheit der Begriffe vor, „gleich blauen Augen und braunen Haaren wird das Erhabene und Schöne auf ein zweideutig Mittel ding eingeschränkt, das nicht zu grob, aber auch nicht gar zu fein sein muß.“ Auch habe der Ekel für den niedrigen Pöbel der Empfindungen und die Ehrfurcht für den hohen Adel des Gefühls den Verfasser nicht nähertreten lassen den äußersten Grenzen des Gefühls, den Quellen des Schönen und den Grundsäulen des Erhabenen. Wenn der Magister den Inbegriff der Tugend in dem Gefühl von der Schönheit und Würde der menschlichen Natur zusammenfasse, so hält der Rezensent ihm entgegen, daß das eine Gleichung mit drei unbekannten Größen sei, auch stellt er ihm die Frage in den Weg, ob dieses Gefühl von der Schönheit und Würde der menschlichen Natur im Besitz erkannt oder füglich im Verlust erworben wird.

In dem Abschnitt, der den Gegenverhältnissen beider Geschlechter sich zuwendet, werde dem schönen Geschlecht ein schöner Verstand und eine schöne Tugend, dem männlichen hingegen ein tiefer Verstand und edle Tugend gepredigt. Da steht auch der Satz: „Der Inhalt der großen Wissenschaft des Frauenzimmers

ist der Mensch und unter den Menschen der Mann.“ — Ein leiser ironischer Ton klingt durch, wo der Schlußgedanke des Magisters mitgeteilt wird, daß „in unseren Tagen der richtige Geschmack des Schönen und Edlen sowohl in den Künsten und Wissenschaften als Sitten aufgeblüht ist.“

Unbefriedigung in Beruf und Haus treibt Hamann nun auf Reisen. Er schreibt: „Mein Bruder gährt noch immer auf seinem alten Hefen, wie ein verdorbener Wein. — Wohin mein Entschluß gehen wird, weiß ich nicht. Vielleicht lasse ich alles im Stich und werde, wozu ich am wenigsten gemacht — ein Ebenteurer. Perissem nisi perissem (ich wäre verkommen, wenn ich nicht verkommen wäre) hoffe ich auch noch einmal sagen zu können.“

Vielleicht wird zur Aufhellung hier vorliegender „dunkler“ Andeutungen noch eine besondere Annahme als nötig erscheinen. Zuvor aber sei eine lichte „sternhelle“ Episode, die Mosersche herausgestellt, mitsamt ihrem „literarischen“ Vor- und ihrem wohlthätigen Nachspiel.

Der Jurist Friedr. Karl v. Moser, ein Mann voll Gottesfurcht, ohne jede Fürstenfurcht, hatte eine Schrift erscheinen lassen: der Herr und der Diener. Die hatte Hamann in einem Königsberger Lokalblatt anonym abfällig kritisiert, bei Gelegenheit eines Artikels über Fragen der französischen Sprache. Als dann die „Literaturbriefe“ eine andere Schrift Mosers abfällig besprachen, brachten sie als Nachschrift noch jene Hamannsche Kritik vor ein weites Lesepublikum. Ungefähr gleichzeitig, aber ganz ohne Bezug auf Moser, hatte Hamann für das Königsberger Intelligenzblatt eine kurze Betrachtung geschrieben „Die Magi aus dem Morgenlande zu Bethlehem“. Moser erkannte nun den einen Verfasser beider Schriftstücke, und jede Zeile der Magi zeigte ihm den Gesinnungsgenossen.

Hamanns Schrift nimmt ihren Ausgang von zwei wissenschaftlichen Expeditionen jener Tage. Cook war ausgerüstet worden zu einer Südseereise, um einen Venusdurchgang betrachten zu können. Und der Theologe Michaelis, „der Regent von Göttingen“, setzte eine Reisekarawane nach Arabien ins Werk zur Förderung seiner Studien über das alte Morgenland. — Gegenüber den obwaltenden Interessen erlaubt Hamanns (anonymes)

Schriftchen sich, dem Andenken der Weisen aus dem Morgenland einige Weihrauchkörner anzuzünden. Das Gesetz der Vernunft scheint der Reise dieser Pilgrime nicht günstig zu sein. Ihr Bewegungsgrund ist ein verjährrter Wahn, an ihrem Vaterlande vergehen sie sich durch zu weitgetriebene Hochachtung für einen fremden Landesherrn, und die Folge sei Blutbad und Nötigung zur Flucht. So wird die Art ironisirt, welche bei Erklärung der heiligen Schrift für nichts mehr ein Auge hat, als für das Vernünftige, besonders für das logische, ethnographische und archäologische Außenwerk. Dagegen gelte es sich zu sagen: laßt uns nicht die Wahrheit der Dinge, nach der Gemächlichkeit, uns selbige vorstellen zu können, schätzen. Es gibt Handlungen höherer Ordnung, für die keine Gleichung durch die Elemente dieser Welt herausgebracht werden kann. Eben das Göttliche . . . unterscheidet die Sitten und Taten berufener Heiliger. Nicht nur das Ende, sondern der ganze Wandel eines Christen ist das Meisterstück des unbekannten Genies, das Himmel und Erde für den einigen Schöpfer, Mittler und Selbsthalter erkennt und erkennen wird in verkörperter Menschengestalt. — Wenn aber Christus — unser Leben — sich offenbaren wird, dann werden wir auch, nur ihm, offenbar werden in der Herrlichkeit . . . Darum kennt Euch die Welt nicht, denn sie kennt ihn nicht. Noch ist nicht erschienen, was wir sein werden . . . Wie unendlich wird die Wollust derjenigen, die Seine Erscheinung lieb haben, es der hohen Freude unserer Schwärmer aus Morgenland, da sie den Stern sahen, zuvortun. Voll Nachdruck und Einfalt sagt die Urschrift unseres Glaubens: ἐχάρησαν χάραν μεγάλην σφόδρα (da wurden sie hoch erfreut).

Den 27./16. des Christmonats 1760.

Es waren nur wenige hin und her, die solches sagten und gerne sich sagen ließen. Ein französischer Autor jener Jahre spricht den Wunsch aus, daß man bald Europa vernünftig nennen könne, nachdem es wild, heidnisch und lange genug christlich geheißen hat. Da lernten die „wenigen“, einander auch ferne hin die Hand zu reichen.

Drei Jahre gehen ins Land, da gibt Moser einen Band seiner, nun gesammelten, politischen und moralischen Schriften heraus, mit Berücksichtigung der Kritik, die ihm von Hamanns



Seite widerfahren war. Zugleich läßt er eine Sendschrift an Hamann drucken, unter dem Titel: „Treuerziges Schreiben eines Laienbruders im Reich an den Magum im Norden oder doch in Europa“. An den Wiederabdruck der Hamannschen Kritik knüpft er dort die Bemerkung: die *licentia poetica* des lieben Scholiaften falle hie und da etwas ins Ungezogene. Er (Moser) habe aber jederzeit es damit gehalten: „man muß auch grobe Freunde zu ehren wissen“, auch sei die Kritik in einigen Stücken richtig und dankenswert. Er bietet einiges zur Erwiderung und Aufklärung und dann fügt er noch die wahrhaft treuerzigen Worte hinzu: „Liebe erfordert Gegenliebe. Ihre Laune ist so original, so unterrichtend, so bedeutungsvoll, daß, wenn ich ebenso sehr Meister wäre, als ich nur — Kammerdiener bin, ich meinem Herrn anliegen würde, Sie mit einem recht ansehnlichen Gehalt zum Lehrer der langen Weile zu bestellen; was ich mir aber dabei ausbitten würde, wäre dieses: Ihre allzu prismatische Schreib- wo nicht Denkungsart in eine mit unserem tombackenen Zeitalter übereinstimmendere Richtung zu bringen... vergessen Sie nie die Würde Ihres Berufes... Ist Ihnen das Schicksal eines Klopstock nicht fürchterlich genug, dessen *Messias* eine Pandora-Büchse von Hexametern wurde... Die Papilloten hoher Häupter überlassen Sie uns Kammerdienern, wir werden fürs Aufwickeln bezahlt... Verfolgen Sie die moralischen Schelme und Seelenverkäufer, die Einpfropfung des guten Geschmacks überlassen Sie den Quacksalbern.

Die grammatikalischen Klaubereien sind Ihrer unwürdig, die gelehrten Gassenkehrer mögen sich damit aufhalten. Sie haben den Stern gesehen, lassen Sie andere Irrwischen nachlaufen.

Es ist ein Wort siegelgemäß vor jeden Autor, hier am Bache des Main, dort am baltischen Meer: 1. Cor. 3, 10—13. Das ist das Wort von Christus, als dem Grund, der gelegt ist, auf dem nur was feuerfest sich bewähren kann, gebaut werden soll, nicht mit Heu oder Stoppeln.“

Hamanns Antwort läßt einen sein Erleben wie mit durchleben. An einem Sonntag liest er in einem zugesandten Messkatalog: Schreiben, treuerziges, eines Laienbruders usw.; der Buchladen erweist sich als geschlossen. Dann heißt's weiter: „Heute früh gehe ich zur Kirche ins Montagsgebet, muß den Laden

vorbei und kann der Versuchung nicht widerstehen, das treuherzige Schreiben mit in die Kirche zu nehmen. Einige Blicke, die ich darauf geworfen, machten mich so unruhig, daß ich nach verrichtetem Gottesdienst gleich zu meinem Freund eilte, der nächst der Kirche wohnt und mein Frühstück immer fertig hält, um mich zuguterlegt bei ihm satt zu lesen und satt zu trinken.

Er. (Sie) ersehen aus dieser langweiligen Erzählung, daß ich heute erst Dero treuherziges Schreiben an einen Ihrer Widersacher gelesen habe und durch Dero großmütige Antwort auf den Unfug dieses Splitterrichtens — wie aufs Haupt geschlagen bin.“ — In einem Durcheinander, wie die kindliche freudige Erregung sie ihm eingibt, erzählt Hamann, was ihm gerade über den Tagesweg kommt: daß er sogleich einen Pack seiner Schriften abgefertigt, daß er sich der Kriegskammer aufdränge, um alle Autogrillen sich gänzlich aus dem Sinn zu schlagen. Doch faßt er mit dem nächsten Satz ein Wiederaufleben des eben einem Ende sich Weihenden ins Auge, indem er schließt: So viel ich den Philologen, d. i. mich selbst, kenne, dürfte ihn wohl nichts so sehr als das Beispiel seines älteren Bruders am Ufer des Mains aufmuntern, an eine Palinodie (ein Wiederaufklang) einmal zu denken und aus selbiger vielleicht seinen Schwanengesang zu machen. Sein Wahlspruch ist immer gewesen:

Was ich geschrieben habe, das decke zu,

Was ich noch schreiben soll, regiere Du.

Der Gott Daniels sei Ihr Schild und großer Lohn!

Schon am nächsten Tage teilt Hamann Lindnern eine Abschrift von seiner Antwort an den großmütigen Mann mit, in der er ohne seine Schuld einen treuherzigen Ton ausgedrückt habe, den er bei mehr Muße und Kunst nicht erreicht haben würde.

Der edle Sinn und Ton, in welchem von diesen beiden Christen ihre literarische Fehde zum Ausklang gebracht wurde, löste auch im anderen Lager sympathisierende Töne aus. Nicolai, der das Sendschreiben nur Hamann übermitteln sollte, druckte es in seinen Literaturbriefen ab, und der Redakteur Mendelssohn sprach den beiden sehr guten Köpfen der beiden Partner ein Kompliment aus und rühmte Mosers Antwort als Muster, wie „freimütige Kritiken von vernünftigen Leuten aufgenommen zu werden verdienen“.

Dieses literarische Vorspiel führte zu bleibenden Beziehungen. Moser schreibt bald schon nach Hamanns Empfinden „mit der Begeisterung eines Liebhabers und Freundes, ja er trägt ihm sogar die Stelle als Instruktor bei dem zehnjährigen Hessen-Darmstädtischen Thronerben Ludwig an, dessen Mutter, Goethe nannte sie später die große Landgräfin, einen *vrai chrétien sans bigotterie* wünschte. Hamann, der später wohl Mosern „so klug als treuherzig“ nennt, hat damals, indem er abiehte, sich als der klügere erwiesen. Ueberstürzt hat er es jedoch mit einem nicht rechtzeitig angemeldeten Besuch in Frankfurt, wo er seinen Gönner nicht vorfand, und von der Aufnahme durch dessen fast taube Gemahlin, wenig fruchten konnte. Nach einem Jahrzehnt bei einer Reise nach Petersburg hat Moser, nun Staatsminister, diesen Besuch erwidert. Unter dem frischen Eindruck dieser Freude schreibt Hamann: „Die Verzweiflung und Bestürzung über die falsche Nachricht, daß Ew. Gnaden den 27. v. M. des Nachts durchgegangen und die ganz überraschende und gleichsam mir vom Himmel gefallene Freude über Ihre wirkliche Ankunft haben mein bereits überspanntes Nervensystem dergestalt erschüttert, daß ich von einem halben Wahnsinn (worin ich an nichts als den treuherzigen Laienbruder denken . . . und in seinem „deutschen Nationalgeist“ habe lesen können —) endlich Gottlob diesen Morgen glücklich erwacht bin, um acht Bogen feliciter zu kassieren, die ich gestern in *momentis*, die ich selbst nicht für *lucida* erkennen kann, angefangen habe.“ Er zähle den Gönner unter diejenigen seiner Leser, deren Beifall das Oel seiner Lampe werden soll. — Jedermann habe sich über die Fasson . . . aufgehalten und niemand an die Reliquien des kleinen lutherischen Katechismus gedacht, dessen Geschmack und Kraft allein dem Papst und Türkenmord jedes Aeons gewachsen ist . . . und bleiben wird. Der treuherzige Laienbruder hatte mich beinahe zu früh erraten, indem er gar zu weit und tief sah.

Des weiteren kommt Hamann dann auf ein doppeltes Vorhaben: mit einem Manuskript und einem Bildhandel. Jenes ist betitelt: „Philologische Einfälle und Zweifel über eine akademische Preisschrift. Entworfen vom Magus im Norden.“ — Gemeint ist die Preisschrift Herders über den Ursprung der Sprache. Moser soll seine Kritik dieser noch ungedruckten Arbeit Hamanns

darbieten. An manchen großen Wahrheiten hat der gottesfürchtige Mann gewiß seine Freude gehabt. Das Problem war: göttlicher oder menschlicher Ursprung? Hamann betont, es gelte zu einem Begriff von der Fülle in der Einheit unseres menschlichen Wesens zu gelangen. Der Mensch ist . . . nicht nur ein lebendiger Acker und Same, sondern auch der Sohn des Ackers und nicht nur Acker und Same (nach dem System der Materialisten und Idealisten), sondern auch der König des Feldes, guten Samen und feindseliges Unkraut auf seinen Acker zu bauen. Er ist aber Gottes Ackerwerk. (Alles ist göttlich und alles ist menschlich, ist ja Hamanns Kardinalgedanke.) — Diese Gedanken würden Wahrheit auch im Reich der Sprache. Der Mensch lernt die Sprache wie jede Fertigkeit. Aber ohngeachtet jeder Lehrling zu seinem Unterricht mitwirkt . . . so ist doch Lernen im eigentlichen Verstande ebensowenig Erfindung als bloße Wiedererinnerung. (Von Gott her ist schon das, daß der Mensch lernen kann.)

In der Moser übersandten Schriftrolle befand sich zum zweiten noch ein Aufsatz: Au Salomon du Prusse. Friedrich habe von der Vorsehung den Beruf erhalten, ein être suprême de la terre zu werden. Aber er brauche auch rechte Priester. O Gott, die Heiden sind in Dein Erbe gefallen, man hat Deinen heiligen Tempel entweiht, das zeigten alle so unzähligen als wohlgeleiteten Spöttereien gegen die Vorsehung des Vaters, das Evangelium des Sohnes und gegen die mancherlei Werke des heiligen Geistes. Schuld sei an vielem die corruption dieser beaux esprits (der bevorzugten Franzosen). Herder sollte zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften erhoben werden. — Den Schluß bietet eine Anspielung auf die Beraubung, die sein Monatsgehalt bei der Akzise durch die politischen Arithmatiker erfahren habe, sans rime et sans raison, und eine Bitte an den König, der beides zu schützen weiß. Auf diesen Schlußpassus des Manuskripts nimmt ein Satz in Hamanns Brief an Moser noch extra Bezug: „Das Thema betrifft meine Finanzen und einen Unterschied von fünf Reichsthalern des Monats“ (um die nämlich seine Vorgesetzten ihn gekürzt hatten). — Beim zweiten Anliegen, dem Bildhandel, gehe es um den Autor selbst. Der traue dem Laienbruder christliche Liebe und Barmherzigkeit gegen das Werk seiner Hände, den Magum im Norden zu. Als er zu einer längeren Reise

aufbrach, habe er den frommen und etwas kindischen Einfall gehabt, sich für seinen seligen Vater so treu wie möglich abmalen zu lassen, „mit einer, schreibt er, mir unentbehrlich gewordenen Macht auf meinem von Jugend auf kahlen Haupte.“ Dieses Bild sollte für den Vater in dem gemeinsamen Schlafzimmer an der Schlafstelle des Sohnes aufgehängt werden, damit der Vater wenigstens seinen Schatten segnen möge. Nach Hamanns Heimkehr habe der Verleger Kanter „auf dieses Bild gewaltthätigen Anspruch gemacht und mich in seinem Laden — am höchsten Balken aufhängen lassen, wo sich alle Welt über den armen Sünder im Hemde mit verbundenem Kopfe aufhält.“ — Moser scheint ein Bild von Hamann gewünscht zu haben, und nun schlägt dieser ihm jenes vor, das durch ein geziemenderes ersetzt werden könnte. „Für ein Duzend preußische Taler will ich in einem ganz anderen Bilde mit allem Pontificalibus eines nordischen Magi prangen . . . Das Gerücht von meiner Verjüngung wird an den Grenzen von Europa bis zu den Ohren meiner bösen Tatin kommen, die noch nicht aufgehört hat, die Aspasia meiner Seele zu sein. Ist die nicht das erste und einzige Mädchen auf der Welt, das so viel Herz gehabt, einen Magum zu lieben.“ — Für zwei Friedrichsd'or, die Moser spendet, wird das Bild glücklich losgekauft, und, um das Manuskript als Walze gerollt, abgesandt, wie der nächste Brief meldet, aus welchem man auch den Eindruck gewinnt, daß Moser, „der den ungeheuren Einfall gehabt, einen Magum im Norden zu kreiren, auch ihm großmütig geholfen habe (wohl mit einem Darlehen von 500 Gulden). Jedenfalls gibt Hamann ihm über seine Schulden und Finanznöte recht eingehend Rechenschaft, er nennt ihn auch den „wohlthätigsten“ Staatsmann.

Kanter, der auch Kant in seinem Laden hängen hatte, ließ von Hamanns Bilde übrigens einen Holzschnitt nehmen, den dieser im Zorn einmal selbst „das ärgerliche Bild mit den Eselsohren nennt“. Des Tages trug Hamann eine sog. Rektorperrücke, in der ihn ja auch ein Bild zeigt.

Das ist die Moser-Episode und ihr „wohlthätiges“ Nachspiel. Hamann hat bis zuletzt für Moser, diesen aufrechten Mann des Glaubens und des Rechts, bei dem auch immer alles in Ordnung war, ein verehrendes Herz behalten. Es gelang Feinden, ihn als



Minister zu stürzen, worüber Herder in einem Brief an Hamann ausruft: „O Schändlichkeit der Schändlichkeiten“. Nach zehn schweren Jahren gab der neue Landesherr, dessen Erzieher ja Hamann hätte werden sollen, dem zu Unrecht Verurtheilten Genugthuung an Gut und Ehre. — In einem Brief Mosers an Herdern, den der Magus zur Abschrift erhalten, lautet der Schlußsatz: „Den Seher Hamann bewundere ich, ohne ihn zu verstehen.“ — Mit dem Magus-Namen hat Moser ein Denkmal aere perennius geschaffen.

Als ich die Gedanken an einen Hamann-Vortrag aussprach, sagte mir ein sehr reich gebildeter Edelmann: „Von Hamann weiß ich nur, daß er der Magus im Norden heißt, aber warum, das weiß ich auch nicht.“ In gleicher Lage sind viele. Manche Erklärer führen auf eine falsche Fährte, indem sie auf das Dunkle von Hamanns Rede und Wesen hinweisen. Nein, des Namens Urheber hat diesen Seher zum Magus erhoben, nicht als einen „Dunkeln“, sondern weil er das Licht des Sternes von Bethlehem gesehen, wie die Magi aus Morgenland.

Um den Moser-Erkurs zu Ende zu bringen, haben wir vorgegriffen. Fast ein Jahrzehnt gilt's nun zurückzulenken. Im Sommer 1764 stürzt sich Hamann mit „der Neige seines Muttertheils“ von 5000 Gulden, das sich in neun Jahren fast verzehrt hatte, in ein viermonatiges Reiseabenteuer. In Lübeck besucht er Verwandte, in Frankfurt kommt er auch zum Fr. v. Klettenberg. Sonst gilt's literarischen Größen: in Colmar sucht er Pfeffel, in Leipzig verfehlt er Gellert, in Berlin endet es mit Nicolai in Disharmonie; Mendelssohn schießt ihm die Kosten zur Beschleunigung seiner Heimreise vor. Im ganzen ein verfehltes Unternehmen. — Diesem Hin- und Herreisen folgt noch ein Weilen außer Landes, zumeist in Mitau, vom 19. Juni 1765 bis zum Februar 1767, also fast 1½ Jahre.

Im April 1765 schreibt Hamann an den Domschul-Collaborator Herder, dem er den Weg nach Riga gebahnt: „Das Leben wird mir sehr sauer und ich weiß nicht, wozu ich auf der Welt bin. Ich will wieder mit Hofmeistern anfangen und in Curland einen neuen Versuch dazu machen.“ — Von Mitau aus hatte der herzogliche Hofrat und Advokat Chr. Ant. Tottien ihn eingeladen, als

Hausfreund zu ihm zu kommen und auch die Geschäfte kennen zu lernen. Schon in einem Schreiben von 1761 nennt Tottien den Sonderling Hamann: „Engelsfreund“. In Hamanns Gesuch um einen Paß heißt es: Da ich keinen ausdrücklichen Befehl vom Hofe vermuten darf, . . . in meiner Heimat zu verhungern oder Letteln zu gehen, unterdessen ich die vorteilhaftesten Anerbietungen auswärtiger Gönner mit einer patriotischen Stupidité ausgeschlagen habe . . . so wird eine königliche Regierung geruhen, mir einen Reisepaß nach Curland zu erteilen, weil ich daselbst die Hoffnung habe, mir durch Vorschub gutgefinnter Freunde . . . eine anständige Subsistenz zu vermitteln.“ Auch im fernen Lande werde er nicht vergessen, den Ruhm preußischer Helden zu verkünden.

Aus Mitau kann Hamann seinem Vater schreiben: „Mein gütiger Hauswirt verlangt nichts mehr von mir, als daß ich es mir in seinem Hause recht sehr wohl möge gefallen lassen.“ Und an Herdern nach Riga meldet er: „Herr Hofrat Tottien hat alle Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit eines Freundes und rechtschaffenen Mannes für mich. Sie können leicht erachten, daß ich seine große Bibliothek mehr nütze, als seinen großen Garten, — der Gast wohnt auch im Gartenhause, — an dessen schöner Aussicht ich mich begnüge. Die längst erwünschte Edda habe ich bereits hier gelesen.“ — Ein Brief an den Vater aus Warschau, wohin er seinen Gastfreund zu Hilfsdiensten begleitet, erzählt, seine Zeit sei geteilt zwischen Essen, Trinken, Schlafen, Lesen und Schreiben. Nächsten Mittwoch wird die Reihe an des Herzogs Advokatus kommen: „Ungeachtet ich ihm nicht ganz unnütz bin, sehe ich gleichwohl garnicht ab, weder für noch durch ihn brauchbarer zu werden.“ Als Hamann für längere Zeit Wirt im Tottienschen Hause sein soll, ladet er Herdern dringend zu sich hinüber, zugleich mit dem Buchhändler Hartknoch. „Ich bitte,“ schreibt er da, „daß Sie mein rotes Schreinschen mitbringen, worin mein Patengeld liegt, und das ich dem Herrn Georg Berens aufzuheben gegeben habe. Vielleicht bekommen Sie noch ein Paar Bücher, eine liebe Bibel und ein liebes Gesangbuch mit. Letzteres kann Ihnen unterwegs gute Dienste tun, anstatt der witzigen Cassenhauer, in denen Sie sich mit Ihrem Herrn Verleger zu üben gewohnt sind.“

Herder und Hamann haben zwischen Riga und Mitau Besuche und Briefe gewechselt, Bücher und Manuskripte sich übersandt. Herder hat dem Freunde widerraten, bei Tottien ins Haus zu gehen, und schlägt ihm vor, die Zeit des Wartens (auf eine Stelle) bei ihm zuzubringen: „ich habe überflüssige Gelegenheit, da ich drei Zimmer bewohne . . . Ich wohne in einer Gegend, die das Kloster heißt und mir es auch ist . . . Die hiesige Bibliothek im Dom und vielleicht meine Gesellschaft im Dom würden Sie unterhalten.“ — Er scheint bei Tottien ein zu „großes Haus“ zu befürchten „bei ihm soll ein launischer Hamann Ruhe finden“! Auch fragt er wie unglaublich: „nach Kurland? um da Ihren Friedehoff (dies Rigische Wort paßt vielleicht am besten her) oder Ihr Segesfeuer zu suchen, das Sie zum Tode reinige!“

Es fehlt in Mitau dem Fremdling wohl nicht an Umgang. Er speist am ersten Pfingstfeiertag bei P. vicar. Paz, stattet in dessen Gesellschaft dem Herrn Superintendenten Huhn und Präpositus Rosenberg den ersten Besuch ab. Aber gleich darauf liest man den Satz: „Eine Veränderung meiner einsiedlerischen Lebensart ist unumgänglich, um mir die Grillen zu vertreiben.“ In Hamanns Mitauer Briefen bricht der Unmut vielfach durch. Er erwartet des Freundes Besuch mit großem Hunger und Durst. Er findet nicht die Bücher, die seinem Verlangen angemessen wären. „Aus Verzweiflung habe ich das Letztische auch angefangen seit Ostern. Seit meiner hiesigen Wirtschaft weder an meinen Vater geschrieben, noch ihm geantwortet auf seine zärtliche Erinnerung darüber. Lassen Sie sich dieses einen Barometer meines Ueberdrusses sein.“ (Nach einem Monat tut er es dann.) Einige Zeit darauf stattet er für die „kurischen Bücher“ herzlichsten Dank ab. Den Anfang in dieser Sprache hofft er nicht umsonst gemacht, sondern gehörig fortsetzen zu können. Dann heißt es: „Meine Flucht in diese Gegenden bei den betrübnen Umständen meines Vaterlandes wird ohnehin nicht sobald sich endigen und nicht ohne Abwechslung sein. Ich überlasse alles der göttlichen Vorsehung, ich sehe mich als ihren Ball an, der durch nichts anderes als die Kraft ihrer Hände lebt. Bei allem dem Gram, der mich schwarz macht, fühle ich doch auch in gewissen Stunden, was die Weisheit in den Sprüchwörtern sagt: meine Lust ist bei den Menschenkindern. So lange wir an den glauben, der die

Leute so lieb hat, laufen wir keine Gefahr, Menschenfeinde zu werden."

Was ist es um den dunklen Gram, der Hamanns Dasein so beschattet? Die bisher hervorgetretenen Nöthe des Lebens und Kämpfe des Geistes allein geben nicht volle Antwort. Er hat selbst den Schleier gehoben in seinem Brief an Moser, nach ihrer Zusammenkunft. Dem schreibt er: „Eine der seltsamsten Leidenschaften, die sich aus einer Hölle auf Erden für mich in einen irdischen Himmel verwandelt, trieb mich von meiner fruchtlosen Wallfahrt (sc. nach Frankfurt) zu einer noch viel fruchtloseren, nach Curland, und ich war im Begriff dem wirksamen und bei mir vorzüglich lebhaften Grundgesetze der Selbsterhaltung alles aufzuopfern.“ — Ueber den Gegenstand dieser Leidenschaft spricht er sich später gegen den neuen Freund Buchholz so aus: „Ein geheimer Instinkt führte ein Bauermädchen in meines Vaters Haus. Ihre blühende Jugend, eichenstarke Gesundheit, mannhafte Unschuld, Einfalt und Treue brachten in mir eine solche hypochondrische Wut hervor, welche weder Religion, Vernunft, Wohlstand, noch Arznei, Fasten, neue Reisen und Zerstreuungen überwältigen konnte. Diese Hama-Drjade wurde die liebste beste Stütze meines armen gelähmten Vaters . . . nach seinem bitteren Tode meine Haushälterin und ist die Mutter meiner vier natürlichen . . . Kinder.“ — Dieses Verhältniß, das bis zu seinem Tode bestand, nennt Hamann „Gewissensehe“. Bildungsversuche mußte der sonst vielleicht geniale Pädagog bald aufgeben, gegenüber dem ganz unbildsamen Bauermädchen, dessen „vierschrötige, eigensinnige dumme Ehrlichkeit und Standhaftigkeit“ er übrigens gerade rühmend hervorhebt. Daß Herder einen Preis gewonnen, erzählt er der Hausmutter und den Kindern in seiner freudigen Aufregung haarklein, ohne ihr das geringste davon begreiflich machen zu können. Die Seite des bürgerlichen Uebelstandes gibt er an, „lebhaft zu fühlen“. Aber er hält sich vor: „diese Magd, die Kinderstelle an meinem . . . gelähmten Vater vertreten und die er als eine leibliche Tochter geliebt — würde vielleicht als meine Ehefrau, ich weiß nicht was sein. Nicht aus Stolz, dazu bin ich zu dankbar, sondern weil ich die innere Ueberzeugung habe, daß diese Lage ihre eigene Glückseligkeit mindern und vielleicht dem Glück ihrer Kinder nachtheilig werden könnte. Doch dieser bereits

in das 17. Jahr laufende Roman meines Lebens, und die Erhaltung vom Gespenst meines Bruders, der keinen Finger mehr ansetzt, sondern nur lebt, um zu essen und zu schlafen, sind für mich wahre Zeichen und Wunder, ebenso unaussprechliche als unbegreifliche Plagen einer höheren unsichtbaren Hand und der Stoff zu den Leiden, die keiner kennt als der sie auflegt und der sie trägt." So beurteilt Hamann sich vor seinem Freunde Herder. Also als eine Zuchtrute Gottes, wenn auch eine unbegreifliche, sieht er doch seinen dornigten Nebenweg an. Auch schreibt er noch im vorletzten Lebensjahr: „Ich freue mich über jedes Paar, das Gott zusammengefügt und hin weit entfernt, zur Nachfolge meiner Ausnahme aufzumuntern.“ — Für sich sieht er in seinen „Bewegungsgründen“ „die einzige Apologie seiner Ausnahme vom Wandel väterlicher Weise“. — Als etwas Anstößiges sieht er sein Vorgehen wohl von manchen verdammt, aber die ihm näher getretenen Männer und Frauen sind — das scheint auch im Geist der Zeit zu liegen — nach wie vor zu ihm ins Haus gekommen.

Der Schatten auf Hamanns Leben und Sein ist es geworden und geblieben, daß er in diesem Fall so anders lebte, als er lehrte.

Im September 1766 starb Hamann sein alter Vater. Er bleibt aber noch in Mitau; eine Hofmeisterstelle bei Herrn v. Szöge in Blankenfeld bietet er weiter an, Herdern — vergeblich. Im Januar 1767 heimkehrend, muß er nun zunächst für des äußeren Lebens Notdurft und Nahrung Sorge tragen. Sein väterlich Erbteil bringt ihm an Zinsen kaum 250 Gulden jährlich. Am 10. Februar 1767 kann er Herdern schreiben: „Ich habe ebensowohl aus Verzweiflung als Wahl und Geschmack mich bei der Accise-Direktion zu engagieren gesucht und mich daselbst auf die Probe gegeben für einen Monat . . . Herrn Mag. Kant und Geh. Kommerzienrat Jacobi habe ich diese Versorgung zu danken.“ — Die Akzise war das städtische Zollamt, der Lizent das königliche Zollamt für ausländische Waren. Das Ressort war ganz in französischer Regie. Hamann wird copista-bilinguis; sein Titel ist *Sécrétaire Traducteur*. Er fängt mit 16 Talern im Monat an, steigt bis 30 und wird wieder auf 25 Taler reduziert.

Nun beginnt für Hamann ein zwanzigjähriger Lebensabschnitt (1767—1787), den er in Königsberg verbringt, die Pflichten seines Amtes versehend und literarischen Interessen nachgehend.



Diese zwanzig Jahre haben nun auch Kant und Hamann wieder nebeneinander in Königsberg gelebt. Kant wurde auch endlich (1770) ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik. Ob Hamann die Hoffnung gehegt, einmal an Kant einen Freund zu haben, oder wenigstens ihm ein Freund sein zu können, kann man billig bezweifeln. Von Kants Seite gab es wohl Freundlichkeit für Hamann, aber nicht Freundschaft. Er wendet manche Bücher, in die er kurz Einblick gewonnen, Hamann zu. Einmal bittet er um einen literarischen Dienst. Hamann hatte an einem Karfreitag 1774 Herders älteste Urkunde des Menschengeschlechts erhalten, durchflogen und Kant zugesandt. Bei der Rückgabe legt er eine Darlegung von Herders Gedankengang bei und schließt wie folgt:

„Wenn Sie, werter Freund, meinen Begriff von der Hauptabsicht des Verfassers worin zu verbessern finden, so bitte mir Ihre Meinung in einigen Zeilen aus, aber womöglich in der Sprache der Menschen. Denn ich armer Erdensohn bin zu der Göttersprache der anschauenden Vernunft garnicht organisiert. Was man mir aus den gemeinen Begriffen nach logischer Regel vorbuchstabieren kann, das erreiche ich noch wohl. Auch verlange ich nichts weiter, als das Thema des Verfassers zu verstehen: denn es in seiner ganzen Würde mit Evidenz zu erkennen, ist nicht eine Sache, worauf ich Anspruch mache.“ Kant.

Hamann antwortet tags darauf (er hat das Buch schon weitergegeben). Herder lobt später Hamanns Referat: „Sie haben meinen Sinn und Zweck nicht bloß wohl gefaßt, sondern auch sehr gesäubert und idealisiert.“ Kant fand aber seinen Wunsch nicht erfüllt und wiederholte ihn. Hamann hatte seinerseits Kant gebeten um Fürsprache bei seinem Verleger für Annahme eines Manuskripts, die Kant jedoch ablehnt, um nicht sein bißchen Kredit zu verlieren bei dem selbst auf das Zensoramt sich verstehenden Mann. Herders Versuch steht er skeptisch gegenüber: „Wenn einmal eine Religion so gestellt ist, daß kritische Kenntniss alter Sprachen . . . und antiquarische Gelehrsamkeit die Grundveste ausmacht . . . so schleppt der, welcher in den . . . Sprachen und Archiven des Altertums am besten bewandert ist, alle Orthodoxen, sie mögen so sauer sehen, wie sie wollen, als Kinder wohin er will, sie dürfen nicht mucksen . . . und sehen schüchtern

einen Michaelis ihren vieljährigen Schatz umschmelzen und mit ganz anderem Gepräge versehen. Infolgedessen fürchte ich sehr vor die lange Dauer des Triumphs ohne Sieg des Wiederherstellens der Urkunde. Denn es steht gegen ihn ein dichtgeschlossener Phalanx der Meister orientalischer Gelehrsamkeit, die eine solche Beute durch einen Ungeweihten von ihrem eigenen Boden nicht so leicht werden entführen lassen."

Dem stellten sich in Hamanns Antwort folgende Sätze entgegen: „Unter allen Sekten, die für Wege zur Glückseligkeit... und zur Gemeinschaft mit dem Ente Entium (Gott)... ausgegeben werden, wären wir die elendesten unter allen Menschen, wenn die Grundvesten unseres Glaubens in einem Trieblande kritischer Modegelehrsamkeit beständen. Nein, die Theorie der wahren Religion bleibt nicht nur jedem Menschenkinde angemessen und ist in seine Seele gewebt oder kann darin wiederhergestellt werden, sondern bleibt ebenso unersteiglich den kühnsten Riesen und Himmelsstürmern, als unergründlich den tiefsinnigsten Grüblern und Bergleuten..."

Zum Motto sei hier auszusuchen das Wort Josephs: Auslegen gehört Gott zu. „Steht er schon da gegen Ihn, der dichtgeschlossene Phalanx der Meister philistinischer, arabischer, kritischer Gelehrsamkeit?" — Du siehst die Schatten der Berge für einen dichtgeschlossenen Phalanx an. Judic. IX, 36.

Hamann hat dafür gezeugt, daß nur der religiös erwärmte Geist imstande sei, die Urkunde von der Religion und ihre Geschichte zu interpretieren.

Zu einer Einigung konnte der Briefwechsel nicht führen, jeder ging und behielt seinen Weg. Kant wollte nur wissen, ob er Herder richtig verstanden habe, Hamann lag daran, ob Herder recht habe. Große Geister halten jeder seine Marschroute fest.

Ein Jahrzehnt später sah sich Hamann noch einmal zwischen Herder und Kant gestellt. Kant hatte Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte hart rezensiert. Herder schreibt darüber sehr aufgebracht an Hamann. Dieser nimmt Kants Person in Schutz: „Kant hat mich durch Erkenntlichkeit für meinen Sohn gefesselt — er ließ ihn alle seine Vorlesungen als auditor gratuitus hören — um eben wie Sie jedes Mißverhältnis zu vermeiden. Den alten Adam seiner Autorschaft bei Seite gesetzt, ist er wirklich ein

dienstfertiger, uneigennütziger und im Grunde gut und edel gesinnter Mann von Talenten und Verdiensten. In Ihren Ideen sind manche Stellen, die auf ihn und sein System wie Pfeile gerichtet zu sein scheinen, ohne daß Sie an ihn gedacht haben mögen . . . und ich vermute ebenso, daß in seiner Rezension manches nicht so arg gemeint gewesen sein mag. Ja, ich mache täglich in meinem Hause die Erfahrung, daß man aus zwei Gesichtspunkten sich immer einander widersprechen muß und niemals enig werden kann und daß es unmöglich ist, diese Gesichtspunkte zu wechseln, ohne sich die größte Gewalt anzutun. Unser Wissen ist Stückerwerk; diese große Wahrheit ist kein Dogmatiker imstande recht zu fühlen, wenn er seine Rolle und noch dazu gut spielen soll und durch einen unvermeidlichen Zirkel der reinen Vernunft wird die Skepsis selbst zum Dogma.“

Man versteht von hier aus, was Hamann vorher dem Autor schon schrieb: „Kant ist von seinem System zu voll, um Sie unparteiisch beurteilen zu können . . . Werden Sie nur nicht ungeduldig und mürrisch. Leibnizens Stuhl ist Ihnen vielleicht noch zugedacht.“ Herder antwortet: Mendelssohn habe gemeint, alle Christen seien Schwärmer. „Es ist sonderbar, daß die Metaphysiker wie Ihr Kant auch in der Geschichte keine Geschichte wollen und sie mit dreister Stirn so gut als in der Welt leugnen. Ich will Feuer und Holz zusammentragen, um die historische Flamme recht groß zu machen, wenn es auch abermal — wie die Urkunde — der Scheiterhaufen meines philosophischen Gerüchts sein sollte. Laß sie in ihrem kalten leeren Eishimmel spekulieren.“

Auch der zweite Teil der „Ideen“ erfuhr eine scharfe Kritik seitens Kants, der das Beiwerk nicht kritisch genug gesichtet fand, darüber aber nicht zur Würdigung der fundamentalen Bedeutung des Werks für die geschichtsphilosophische Betrachtung kam. Herder ist äußerst unwillig, muß aber dafür von Hamann sich zurechtweisen lassen: „Ei, ei, mein lieber Vatter, Landsmann und Freund, daß Ihnen die Schläge Ihres alten Lehrers so wehe tun, gefällt mir nicht recht . . . Das gehört zum Autorspiel und ohne diese veniam mutuum (wechselseitige Erlaubnis) muß man sich gar nicht einlassen. Jeder gute Kopf hat so einen Satans Engel nötig, stets ein memento mori und die bittere Aloe

macht rote Wangen, befördert den Umlauf des Blutes und dient dem Fortgang der Arbeit, besonders solange die noch unter dem Ambos ist. Das dient im Grunde alles zu Ihrem und des Werkes Bestem, wenn sie es gut bewenden wollen — et ab hoste consilium (auch vom Feinde Rat). Und das ist Kant nicht, sondern im Grunde ein guter homunculus, dem Hippel ebenso ein Ende, wie dem Mendelssohn weislagt. Das Schreiben ist ihm jetzt ebenso ein Bedürfnis wie das Reden und Plaudern . . . Sind seine Erinnerungen ohne Grund, so fallen sie von selbst weg, haben sie Grund, desto besser für Sie, ihn noch bei Zeiten entdecken und sich danach richten zu können."

Der Kirchenhistoriker Kahnis schrieb 1874: „Wenn man Kant mit seinen Landsleuten Hamann und Herder vergleiche, möchte man ihn wohl eine spärliche Natur nennen. Von den äußeren und inneren Stürmen, welche Hamann durchschüttelt haben, wußte er nur aus Büchern oder von seinen Freunden . . . Der Reichtum von Lebensgeistern, welche durch die Seele Herders rauschten, war ihm nicht beschieden. Dem Manne der philosophischen Kritik eignete ein Leben der Stille und Beschränkung. Aber in dieser Einseitigkeit lag auch seine Kraft. Was dieser, gleich den unterirdischen Geistern der Sage, still wirkende Geist ans Licht gefördert hat, ist dauernder gewesen als Hamanns Orakel und Herders Geistesgriffe." So Kahnis. Aber sind Samenkörner nicht in ihrer Weise fernwirkender also dauernder als Quadersteine?

Gab es nicht Männer, die Kant und Hamann einander hätten näher bringen können? Nicht wenige gingen mit beiden um. So Hippel, der Oberbürgermeister, bei dem allezeit gedeckter Tisch war. Hamann will in ihm nicht den Verfasser der „Lebensläufe in aufsteigender Linie" vermuten, weil er zuviel Geschäfte hat und Gesellschaften liebt; Hippel äfft ihn durch feierliche und treuherzige Versicherung, er sei nicht der Verfasser. Auch Kriegsrat Scheffner, Hippels Nebensonne, ist hier zu nennen. Zu dem wird Hamann aufs Gut abgeholt und freut sich da der Bibliothek und des Kaminfeuers. Als er ihm dann erwähnt, daß er zwei Tage in seinem Schafpelz das Bett hüten müssen, erfolgt eine freundliche Holzsendung. Diese Männer waren oft Kants Tischgenossen, am häufigsten aber der Professor der praktischen Philosophie und Kameralwissenschaften Kraus. Er war beim Grafen

Kenferling Kants Nachfolger als Hauslehrer, wurde sein intimster Freund und war lange sein täglicher Tischgenosse. Hamann nennt ihn ein großes Genie, philosophisches und mathematisches, macht ihn zum ersten Lehrmeister seines Buben, schwärmt mit ihm in Arioſt.

In den achtziger Jahren kam Kraus faſt täglich zu Hamann ins Haus. Als man ihn bat, Hamanns Todesanzeige eine kurze Charakteriſtik beizufügen, hat er erwidert: „Dieſem Edlen darf ich nicht wagen ein Denkmal zu errichten. Ich muß trachten meine Seele von ihm wegzuwenden, damit ich nicht mit ihm in die Grube ſinke.“

Hamanns Seele hat ſich oft einſam gefühlt. An mannigfaltigen Beſuchen hat es nicht geſehlt, aber „nichts Homogenes“, heißt es einmal 1778. Und 1784: „Ich habe keinen einzigen Freund, mit dem ich zu Rat gehen kann — ſo glücklich ich übrigens mit Freunden verſehen bin, aber ſie dienen bloß zum Gegengewicht der langen Weile und nicht zum adjutorio (zur Hilfe). Kein Bein von meinem Bein, kein Fleiſch von meinem Fleiſch, kein animae dimidium meae (die Hälfte meiner Seele), keinen Weß- und Prüßſtein meiner Idee, keinen arbitrum (Schiedsrichter) meiner Einfälle.“

Kaum und mit genauer Not habe er einen halben Leſer an Kraus, der in Arbeit und Hypochondrie bis über die Ohren ſiht. — Auch dieſer hüben und drüben ſo wohl angeſehene Mann hat die Brücke einer geiſtigen Verbindung zwiſchen Kant und Hamann nicht bauen können — die Weltanſchauungskluft war zu tief.

Hätte Hamann nicht aber in dem Zermalmen der aufkläreriſchen Popular-Philosophie einen Bundesgenossen erkennen ſollen für ſeinen Lebenskampf? In Weltanſchauungsfragen taugen zu Kampfgenossen nur Geſinnungsgeſossen. Eines Sinnes aber waren dieſe zwei nicht, jedenfalls nicht in dem einen, für Hamann entſcheidenden Punkt: in der Religion.

Das erhellt aus der Gegenüberſtellung zweier Schriften.

In ſeinem 70. Lebensjahr gab Kant das Werk heraus: „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“. Der nichts weniger als liberale Theologe Rocholl ſchreibt dazu: „In Königsberg ſiht der alte Kant, klein, dürr aber glänzenden Auges. Es iſt manches in ihm neu geworden. Niemals



hätte er sonst seine philosophische Religionslehre geschrieben, niemals so über das radikale Böse in der menschlichen Natur geredet.“

Also ein Plus gegen früher ist da. Unverkennbar ist dabei auch das Bemühen des Philosophen — bei Festhaltung der Grundlinien des eignen Systems — auf gewissen Höhenpunkten des Gedankenbaus christlicher Fassung und Formulierung sich anzunähern.

Kants eben genannte Schrift handelt in ihrem ersten Stück von der Einwohnung des bösen Prinzips neben dem guten oder „über das radikale Böse in der menschlichen Natur“. In der menschlichen Natur stellt er fest: Gebrechlichkeit — Wollen habe ich wohl, aber das Vollbringen fehlt. Unlauterkeit: die pflichtmäßigen Handlungen werden nicht rein aus Pflicht getan (auch z. B. aus Ehrbegierde oder Mitleid). Verderbtheit oder Verkehrtheit: das ist der Hang, die Triebfeder aus dem moralischen Gesetz anderen Triebfedern nachzusetzen.

Weil dieser Hang zum Bösen mit der Menschheit verwebt und darin gleichsam gewurzelt ist, so werden wir ihn das radikale (d. h. wurzelhafte) Böse in der menschlichen Natur nennen können. Es sei zu erkennen in dem sogenannten Naturzustande, z. B. bei den Neuseeländern (gegen Rousseau), ebenso aber in den Lastern der Kultur und Zivilisation; werde doch auch die Hoffnung eines ewigen, auf einen Völkerbund als Weltrepublik gegründeten Friedens allgemein verlacht!

Der Grund zu diesem radikalen Bösen dürfe nicht in der Sinnlichkeit gesehen werden, das hieße es zu leicht mit ihm nehmen. Aber er dürfe auch nicht zu tief genommen werden, etwa in einer Verderbnis der moralisch gesetzgebenden Vernunft. Das hieße den Menschen zu einem teuflischen Wesen machen, wenn man den Widerstreit gegen das Gesetz selbst als die Triebfeder seiner Handlungen ansähe. Das Uebel beruhe auf Umkehrung. Der Mensch ist dadurch böse, daß er die sittliche Ordnung der Triebfedern umkehrt. Daß er nicht das moralische Gesetz zur obersten Triebfeder macht, sondern — die Selbstliebe und ihre Neigungen die Bedingung der Befolgung des moralischen Gesetzes sein läßt. Wider solch eine Verkehrung helfe nichts als eine Revolution in der Gesinnung — nicht etwa schon

eine allmähliche Reform. — Hier redet Kant von einer Art Wiedergeburt, indem er auch die Nikodemus-Stelle zitiert. — Wenn der Unmäßige zur Mäßigkeit zurückkehrt, und zwar nicht aus Gesundheitsrücksichten — sondern, weil es das moralische Vernunftgesetz verlangt, dann gibt es statt des radikalen Bösen Wiedergeburt. — Im Evangelium Johannis ist die neue Geburt ein Widerfahrnis, bei Kant mußte die Wiedergeburt als eine menschliche Leistung zu stehen kommen. Er legt aber eigentlich selbst diese Leistung wieder lahm, sowie das Zugeständnis vom radikalen Bösen, wenn er schreibt: „Der Satz vom angeborenen Bösen ist in der moralischen Dogmatik von gar keinem Gebrauch. Das Entscheidende ist die eigene Kraft.“

Auf den Weg, der ihm von einer im Grunde gebesserten Gesinnung angewiesen wird, muß er, der Mensch, hoffen können durch eigene Kraftanwendung zu gelangen. Von einem Beistand ist wohl die Rede, aber auch der Grundsatz gelte: „Es ist nicht wesentlich — und also nicht jedermann notwendig zu wissen, was Gott zu seiner Seligkeit tue oder getan habe, aber wohl, was er selbst zu tun habe, um dieses Beistandes würdig zu werden.“

Ein Wort, zweierlei Meinung. Die Wiedergeburt: dem Evangelisten ist sie eine Kraft, dem Philosophen eine Krücke. Dort eine Kraft, die Bedingung ist des neuen Lebens und Wandels, hier eine Krücke, die sogar am besten bliebe außer Gebrauch.

In zwei Stücken handelt Kant nun weiter von dem Kampf des guten Prinzips mit dem bösen und von dem Sieg des ersteren.

Die Idee des guten Prinzips personifiziert sich, wird Person in dem eingeborenen Sohne Gottes. In ihm hat Gott die Welt geliebt und — durch Annehmung seiner Gesinnungen könnten wir hoffen, Kinder Gottes zu werden. — Immerhin ruht für Kant das Schwergewicht in der Waagschale auf menschlicher Seite. Er sagt wohl: „Im praktischen Glauben an diesen Sohn kann der Mensch hoffen, Gott wohlgefällig zu werden,“ aber dann stimmt er gleich wieder unsere Befriedigung herab, da er weiter schreibt: das sei der Mensch, welcher auf sich gegründetes Vertrauen setzen kann, er würde unter ähnlichen Versuchungen und Leiden dem Urbilde der Menschheit unwandelbar anhängig und seinem Beispiel in treuer Nachfolge ähnlich bleiben. Und nun der langatmige Satz: „Wenn es auch zuträglicher zu sein scheine für den Menschen

seine Seligkeit mit Furcht und Zittern zu schaffen, so kann der Mensch, welcher, seit er die Grundsätze des Guten angenommen und ein genugsam langes Leben die Wirkung derselben auf seinen, zum immer besseren fortschreitenden, Lebenswandel wahrgenommen hat, doch auch vernünftiger Weise hoffen, . . . da dergleichen Fortschritte die Kraft zu den folgenden immer noch vergrößern — daß er in diesem Erdenleben diese Bahn nicht mehr verlassen, ja, wenn nach diesem ihm noch ein anderes Leben bevorsteht, er sich dem, obgleich unerreichbaren, Ziele der Vollkommenheit immer noch nähern werde. Die gute und lautere Gesinnung (die man einen guten uns regierenden Geist nennen kann) führt also auch das Zutrauen zu ihrer Beharrlichkeit und Festigkeit, obzwar nur mittelbar bei sich und ist der Tröster, Paraklet, wenn uns unsere Schlüsse wegen ihrer Beharrlichkeit besorgt machen.“

Zum Sieg des guten Prinzips komme es nicht durch unmittelbares Bemühen des Einzelmenschen, sondern indem er Glied eines ethischen gemeinen Wesens ist, eines Volkes resp. Reiches Gottes auf Erden werde, dieses ist nun nicht anders als in der Form einer Kirche auszuführen. Zu unterscheiden sei der reine oder moralische Religionsglaube und der Kirchenglaube. Der letztere erfordere statutarische Gesetze und zu deren Bekanntgebung, Offenbarung: heilige Schrift. Hinsichtlich der rein moralischen Gesetze kann ein jeder aus sich selbst, durch seine eigene Vernunft, den Willen Gottes erkennen. Der gottesdienstliche Kirchenglaube kann nur Vehikel der Introdution für die moralische Vernunftreligion sein. Glückselig, wenn das den Menschen dafür zu Händen gekommene Buch, neben seinen Statuten als Glaubensgesetzen, zugleich die reinste moralische Religionslehre mit Vollständigkeit enthält! Den Kirchenglauben hat uns ein Ungefähr in die Hände gespielt (diesem den jüdischen, jenem den mohammedanischen oder christlichen). So bedarf er einer Auslegung. Er hat den reinen Religionsglauben zu seinem höchsten Ausleger. Es ist somit eine durchgängige Deutung-erforderlich zu einem Sinne, der mit den allgemeinen praktischen Regeln der reinen Vernunft zusammenstimmt.

Bei allen alten und neuen, zum Teil in heiligen Büchern abgefaßten, Glaubensarten ist es jederzeit so gehalten worden: vernünftige, wohldenkende Volkslehrer haben sie so lange ge-

deutet, bis sie dieselbe ihrem wesentlichen Inhalte nach nachgerade mit den allgemeinen moralischen Glaubenssätzen in Uebereinstimmung brachten . . . Das ließe sich tun, ohne immer — wider den buchstäblichen Sinn des Volksglaubens sehr zu verstoßen, weil lange vor diesem letzteren die Anlage zur moralischen Religion in der menschlichen Vernunft verborgen lag. Solche Ausleger sind nicht der Unredlichkeit zu beschuldigen, — wenn man nur nicht behauptet, der erdeutete Sinn sei durchaus so beabsichtigt worden, sondern nur die Möglichkeit annimmt. Denn selbst das Lesen der heiligen Schriften . . . hat zur Endabsicht bessere Menschen zu machen, das Historische aber, was dazu nichts beiträgt, ist etwas an sich ganz Gleichgültiges, mit dem man es halten kann, wie man will. (Etwa Jesu Erdenleben, seine Kreuzigung auch?) . . . Dem Kirchenglauben kann, ohne daß man . . . ihn befehdet . . . als einem Wahn von gottesdienstlicher Pflicht aller Einfluß auf den Begriff der eigentlichen (nämlich moralischen) Religion abgenommen werden.“

Kant hatte in einer Zeitschrift einen Aufsatz zur Religionsfrage veröffentlichen wollen. Im Hinblick auf das Wöllnersche Religions-Edikt machte die Staatszensur Schwierigkeiten. Da gab er unter Fakultätszensur ein Buch heraus — in dem er zu den drei Aufsätzen, die wir soeben gekennzeichnet, noch einen vierten hinzufügte: „Von dem Dienst und Afterdienst unter der Herrschaft des guten Prinzips oder: von Religion und Pfaffentum.“

Hier werden die Gedanken der drei ersten Stücke — vielleicht in noch schärferer Tonart, bei mancher Wiederholung — weiter ausgeführt.

Heben wir einige heraus: Es kann die christliche Religion auch als natürliche Religion betrachtet werden. Christus hat eine reine aller Welt faßliche Religion vorgetragen. Kant führt Worte Jesu — meist solche aus der Bergpredigt an. Deutend sagt er dabei: Der schmale Weg ist der des guten Lebenswandels, der breite Weg ist die Kirche. Den Ausspruch vom Herr, Herr sagen zitiert der sonst so genaue Gelehrte mit Weglassung des doch höchst bedeutsamen Wortes „alle“, so daß er Jesum sagen läßt: „nicht die da sagen Herr, Herr, sondern die den Willen Gottes tun, werden in das Himmelreich kommen“. Dann käme ein Paulus nicht hinein.

Die christliche Religion kann auch in Betracht genommen werden als eine gelehrte Religion, als ein der Obhut der Gelehrten anvertrautes Gut. Von da an, wo die christliche Lehre auf Fakta, nicht auf bloße Vernunftbegriffe gebaut ist, heißt sie nicht mehr bloß die christliche Religion, sondern der christliche Glaube. In diesem muß die allgemeine Menschenvernunft für das oberste, gebietende Prinzip anerkannt werden, die Offenbarungslehre als — höchst schätzbares — Mittel, um der ersteren Sächlichkeit und Ausbreitung zu geben.

Das ist der wahre Dienst der Kirche. Afterdienst tritt da ein, wo der Offenbarungsglaube vor der Religion vorhergehen soll. Uebrigens merkt Kant für die heiligen Bücher dieses als Verdienst an, daß die große Leere (das vacuum) der Profangeschichte in bezug auf die Vorzeit, die zum Anfang der Welt, so doch wodurch ausgefüllt wird. So würden sie — jene heiligen Bücher —, wenngleich nicht zum Behuf der Religion, doch für die Gelehrsamkeit, wohl immer aufbehalten und geachtet bleiben. — Hamann ward das Alte Testament zum Rettungsseil, das ihn aus der Schlammgrube gezogen. Kant schätzt es — als Lückenbüßer der Profangeschichte!

Zuweilen suchen auch bei Kant Gedanken durchzubrechen, die nicht von dieser moralisch rationalen Welt sind. So beginnt er einen Abschnitt mit dem Grundsatz: „Alles, was außer dem guten Lebenswandel der Mensch noch tun zu können vermeint, um Gott wohlgefällig zu werden, ist bloßer Religionswahn und Afterdienst Gottes. Gleich aber hält er selbst seinen Philosophenmantel fest, am Zipfel eines Wortes: „Ich sage, was der Mensch tun zu können glaubt. Denn ob nicht über alles, was wir tun können, noch in den Geheimnissen der höchsten Weisheit etwas sein möge, was nur Gott tun kann, um uns zu ihm wohlgefälligen Menschen zu machen, wird hierdurch nicht verneint.“ Aber vor einem positiven Schritt näher zum Glauben hin hält Kant strikt zurück. Ein Paulus sagt: kündlich groß ist das gottselige Geheimnis. Kant erklärt: Aber wenn die Kirche ein solches Geheimnis etwa als offenbart verkünden sollte, so wird doch die Meinung, daß diese Offenbarung zu glauben und sie zu bekennen an sich etwas sei, wodurch wir uns Gott wohlgefällig machen, — ein gefährlicher Religionswahn sein. Denn dieses Glauben ist als inneres Bekenntnis



eines festen Fürwahrhaltens so wahrhaftig ein Tun, das durch Furcht abgezwungen wird, daß ein aufrichtiger Mensch eher jede andere Bedingung als die eingehen möchte, weil er bei allen anderen Frondiensten allenfalls nur etwas überflüssiges, hier aber etwas dem Gewissen . . . widerstrebendes tun würde.“

Doch fügt Kant hier hinzu: Die Vernunft läßt uns . . . in Ansehung eigener Gerechtigkeit nicht ganz ohne Trost. Sie sagt, daß, wer in einer wahrhaften der Pflicht ergebenen Gesinnung so viel, als in seinem Vermögen steht, tut, um seiner Verbindlichkeit ein Genüge zu leisten, hoffen dürfe, das werde von der höchsten Weisheit auf irgend eine Weise ergänzt werden. Es könne das Wie auch geheimnisvoll bleiben, oder höchstens in einer symbolischen Vorstellung uns angedeutet werden, worin das Praktische allein für uns verständlich ist . . . Das lehre den Menschen schon seine Vernunft, daß etwas zu wissen, wozu er doch nichts tun kann, — ihm ganz unnütz ist. Dem Ackerdienst oder Religionswahn gelte es in jeder Form entgegenzutreten. Denn, ob der Andächtler seinen statutenmäßigen Gang zur Kirche oder ob er eine Wallfahrt nach Loreto anstellt, ob er seine Gebetsformeln mit den Lippen oder durch ein Gebetrad an die himmlische Behörde bringt . . . ist alles einerlei und von gleichem Wert.

Gibt es aber nicht etwa einen . . . Tugendwahn? Nein, in sie den höchsten Wert zu setzen, ist kein Wahn, wie etwa in kirchlichen Andachtsübungen, sondern barer zum Weltbesten hinwirkender Beitrag.

Neben dem Tugendwandel könnte aber vielleicht auch anderer Dienst Platz greifen, Observanzen, die als Mittel dienen für das Moralische empfänglich zu machen. Ihnen reiht Kant auch den Geschichtsglauben an, und er befindet, die Nötigung etwas zu glauben, was nur historisch erkannt werden kann, sei für gewissenhafte Menschen noch ein weit schwereres Joch als der ganze Kram frommer auferlegter Observanzen, bei denen es genug ist, daß man sie begehrt, um mit einem eingerichteten kirchlichen gemeinen Wesen zusammen zu passen.

Kant wird nicht müde die Priorität und Universalität ja Selbstverständlichkeit des Moralischen zu predigen.

Es gibt ein praktisches Erkennen, das, ob es gleich lediglich auf Vernunft beruht und keiner Geschichtslehre bedarf, doch jedem,

auch dem einfältigsten Menschen so nahe liegt, als ob es ihm buchstäblich ins Herz geschrieben wäre, ein Gesetz, das man nur nennen darf, um sich über sein Ansehen mit jedem sofort zu verstehen, nämlich das der Moralität. Und was noch mehr ist, diese Erkenntnis führt schon für sich allein auf den Glauben an Gott, wenigstens bestimmt sie allein seinen Begriff als den eines moralischen Gesetzgebers und leitet mithin zu einem Religionsglauben, der jedem Menschen nicht allein begreiflich, sondern auch im höchsten Grade ehrwürdig ist und man wird finden, daß er jedem Menschen, ohne ihn etwas gelehrt zu haben, ganz und gar abgefragt werden kann. —

Ist das nicht ein Optimismus, der vor einem Materialisten, wie dem Baron Holbach oder vor Trozki und Genossen, doch das Segel streichen muß!

Bei einem Buch, das seinen Titel von der Religion her erhalten hat, empfindet Kant die Pflicht auch von der Gottseligkeitslehre — der Religion im objektiven Sinn — zu handeln. Besonders wichtig erscheint ihm die Frage: wobei anfangen? bei Gott oder der Tugendlehre? Er erwidert: In der ersten Tugendunterweisung und dem Kanzelvortrag ist die Tugendlehre vor der Gottseligkeitslehre zu setzen. Denn die Tugendlehre besteht durch sich selbst (auch ohne den Begriff von Gott). Die Gottseligkeitslehre habe Gott zu zeigen als ergänzende Ursache unseres Unvermögens in Ansehung des moralischen Endzwecks. Die Gottseligkeitslehre ist nicht Endzweck, sondern nur Mittel, die Tugendgesinnung zu stärken, dadurch, daß sie ihr, die selbst dazu unvermögend ist, die Erwartung (Erreichung) des Endzwecks verheißt und sichert. Der Tugendbegriff ist aus der Seele des Menschen genommen. Der Mensch hat ihn schon ganz, obzwar unentwickelt in sich, und darf nicht, wie der Religionsbegriff, durch Schlüsse herausvernünftelt werden.

In der Erweckung des Bewußtseins eines, sonst von uns nie gemutmaßten Vermögens, über die größten Hindernisse in uns Meister zu werden, in der Würde der Menschheit, die der Mensch an seiner eigenen Person... verehren muß, liegt etwas so Seelenerhebendes und zur Gottheit selbst, — die nur durch die Heiligkeit und als Gesetzgeber für die Tugend anbetungswürdig ist, — Hingleitendes, daß der Mensch, — selbst wenn er noch weit davon entfernt

ist, diesem Begriff die Kraft des Einflusses auf seine Maximen zu geben — dennoch sich nicht ungern damit unterhalten wird, weil er sich selbst durch diese Idee schon in gewissem Grade veredelt fühlt, während der Begriff von einem, diese Pflicht zum Gebot für uns machenden Weltherrscher noch in großer Ferne vor ihm liegt. Wenn er davon anfinge, würde er seinen Mut niederschlagen . . . dieser Mut auf eignen Füßen zu stehen, wird nun durch die darauf folgende Versöhnungslehre gestärkt, indem sie, was nicht zu ändern ist, als abgetan vorstellt und nun den Pfad zu einem neuen Lebenswandel für uns eröffnet. Hingegen, — wenn die Lehre von Gott den Anfang macht, mußte die Vorstellung unseres gänzlichen Unvermögens den Menschen in einen ächzenden moralisch passiven Zustand versetzen, der nichts Großes und Gutes unternimmt, sondern alles von Wünschen erwartet.

Eine Schlußanmerkung handelt von der Gnade und den Gnadenmitteln.

Wieviel die Gnade in uns wirken werde, darüber ist die Vernunft von aller Kenntnis der Gesetze verlassen . . ., weder, wie ihre Mitwirkung auf uns zu ziehen, noch in welchen Fällen, ist zu bestimmen. Diese Idee ist gänzlich überschwenglich und es ist überdem heilsam, sich von ihr als einem Heiligtum in ehrerbietiger Entfernung zu halten. Das Beten als Gnadenmittel gedacht, gilt Kant als ein abergläubischer Wahn. Es ist eigentlich nur ein in und mit sich selbst reden. Warme Worte findet er hingegen für den Lobpreis Gottes. Die Betrachtung der tiefen Weisheit der göttlichen Schöpfung an den kleinsten Dingen und ihrer Majestät im Großen, die in neuerer Zeit zum höchsten Bewundern erweitert worden ist, hat nicht nur die Kraft, das Gemüt in eine den Menschen in seinen eigenen Augen vernichtende Stimmung zu versetzen, sondern auch eine so seelenerhebende Kraft, daß dagegen Worte, selbst wenn sie auch die des königlichen Beters David (der von allen jenen Wundern wenig wußte) wären, wie leerer Schall verschwinden müssen, weil das Gefühl aus einer solchen Anschauung der Hand Gottes unaussprechlich ist . . . Selbst bei den mit Kindern angestellten Gebetsübungen ist sorgfältig einzuschärfen, daß die Rede, sogar die Versuche, das Gemüt zu einer Fassung der Idee von Gott, die sich einer Anschauung nähern soll — zu stimmen —, hier nicht an sich etwas gelte, sondern es nur

um die Belebung der Gesinnung zu einem Gott wohlgefälligen Lebenswandel zu tun sei.

Das Kirchengeschehen ist ein für den einzelnen zu seiner Erbauung anzupreisendes Mittel und eine den Bürgern des auf Erden vorzustellenden göttlichen Staates obliegende Pflicht, vorausgesetzt, daß diese Kirche nicht Frömmlichkeiten enthalte, die das Gewissen belästigen können . . . Erbauung . . . gelingt aber nicht anders, als daß man systematisch zu Werke geht: feste Grundsätze nach wohlverstandenen Begriffen tief ins Herz legt, darauf Gesinnungen, — der verschiedenen Wichtigkeit der sie angehenden Pflichten angemessen, errichtet, sie gegen Anfechtungen der Neigungen verwahrt und sichert und so gleichsam einen neuen Menschen als einen Tempel Gottes erbaut.

Die einmal geschehende feierliche Einweihung zur Kirchengemeinschaft (in der christlichen Kirche durch die Taufe) ist eine viel bedeutende Feierlichkeit, aber an sich selbst keine heilige, oder Heiligkeit und Empfänglichkeit für die göttliche Gnade in diesem Subjekt wirkende, Handlung anderer, mithin kein Gnadenmittel.

Die mehrmals wiederholte Feierlichkeit einer Erneuerung dieser Kirchengemeinschaft nach Gesetzen der Gleichheit (communion), welche allenfalls auch nach dem Beispiel des Stifters durch die Sörmlichkeit eines gemeinschaftlichen Genusses an derselben Tafel geschehen kann, enthält etwas Großes, die . . . unvertragsame Denkungsart der Menschen, vornehmlich in Religionsachen, „zur Idee einer weltbürgerlichen, moralischen Gemeinschaft Erweitern-des“ in sich. Sie als Gnadenmittel unter die Glaubensartikel aufzunehmen, ist ein Wahn der Religion.

Alle dergleichen erkünstelten Selbsttäuschungen in Religionsachen haben nach Kant einen Grund. Es ist mühsam ein guter Diener zu sein. Der Mensch möchte lieber ein Himmelsgünstling sein, dem vieles nachgesehen wird. Noch aber habe man nicht gesehen, daß jene ihrer Meinung nach außerordentlich Begünstigten (Auserwählten) es dem natürlichen ehrlichen Manne, auf den man im Umgange in Geschäften und in Nöten vertrauen kann, im mindesten zuvorkämen, daß sie vielmehr, im ganzen genommen, die Vergleichung mit diesen kaum aushalten dürften. Zum Beweise, so schließt das Buch, daß es nicht der rechte Weg sei, von der

Begnadigung zur Tugend, vielmehr: von der Tugend zur Begnadigung fortzuschreiten.

Eine Kupfertafel Chodowieckis in Basedows Elementarwerk zeigt einen Saal, in welchem eine Versammlung die Pflicht des öffentlichen Gottesdienstes übt. Platte nüchterne Wände, große rechteckige Fenster, fast lauter gerade Linien und rechte Winkel. Ohne Farbe, ohne Wärme, ohne Schwung, ohne „unnütze Verzierung“, wie Bild und Kruzifix, ohne Kanzel und Altar. Von einem Tisch aus redet der Lehrer; das „heilige Archiv“ ist vor ihm aufgeschlagen. Auf der Hauptwand in großen Buchstaben die Schrift: Wandelt vor Gott, tut wohl, auch Feinden. Wenn der Lehrer dreimal sagt: Heilig ist unser Gott — antworten, wie die Erklärung des Kupfers besagt, einige ausgesonderte im Namen der Gemeinde: Wir wollen vor Gott wandeln, Gutes tun, auch unsern Feinden (dreimal mit Zwischenmusik wiederholt).

Hier ist die Religion von Daniel Chodowiecki vorgestellt im Bild, wie sie hernach vorgestellt ist von Immanuel Kant im Buch: „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“.

Und nun ein Gegenbild durch ein Hamann-Buch. Das zeigt einen anderen Tonsatz, gleich in den ersten Akkorden: „Nicht Leyer! — noch Pinsel! eine Wurffschäufel für meine Muse, die Tenne heiliger Literatur zu fegen!“

Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts, wie der Gartenbau älter als der Acker, Malerei als Schrift, Gesang als Deklamation, Gleichnisse als Schlüsse, Tausch als Handel. Ein tiefer Schlaf war die Ruhe unserer Urahnen; und ihre Bewegung ein taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillschweigen des Nachsinnens saßen sie — — — und taten ihren Mund auf — zu geflügelten Sprüchen.“ — „Wie schwerer Hammerschlag wuchet hier Satz auf Satz,“ sagt Unger kraftvoll.

Die Schrift, welche mit diesen wuchtigen Sätzen beginnt, gehört einem Sammelwerkchen an, dessen Abschluß gekennzeichnet sein will durch einen fein gewählten Gesamttitel: „Kreuzzüge eines Philologen“. („Der Titel,“ lautet ein Ausspruch Hamanns, „ist mir das Gesicht, die Vorrede der Kopf.“)

Durch diesen Namen Philolog will der Herausgeber sich nicht etwa nur als Sprachgelehrten oder Sprachenfreund einführen, sondern — im schönen Doppelsinn — auch als Freund φίλος des



Elogos, der, wie Johannes schreibt, im Anfang war und „das Wort“ heißt, weil er den — göttlichen — Geist offenbart, wie die Sprache den menschlichen. Im Dienst des Kreuzes dieses Herrn will Hamann ausziehen zum Streit wider den Geist der Zeit. Daher der Philologe die Vorrede seiner Kreuzzüge also schließt: „Man überwindet leicht das doppelte Herzeleid, von seinen Zeitverwandten nicht verstanden und dafür gemißhandelt zu werden „durch den Geschmack an den Kräften einer besseren Nachwelt. Glücklich ist der Autor, welcher sagen darf, wenn ich schwach bin, so bin ich stark! aber noch seliger ist der Mensch, dessen Ziel und Laufbahn sich in die Wolken jener Zeugen verliert — deren die Welt nicht wert war.“

Das Schlußstück dieses Sammelbandes der Kreuzzüge nun ist betitelt „Aesthetica in nuce. Eine Rhapsodie in kabbalistischer Prosa.“ — Bei Hamann, namentlich bei seinen Titeln, ist es oft geraten, die termini einen ganzen Ton tiefer — auch weiter — zu nehmen, als sonst in der Sprache üblich. Ihm begrenzt sich das Reich der Aesthetik nicht auf die Provinzen der schönen Künste; das sittlich Schöne, das heilig Schöne läßt er nicht dahinten, sondern er meint dies alles mit, ja dem mißt er das Schwergewicht zu. Ethica in nuce. Daher ist ihm auch der Dienst der Aesthetik nicht abzutun mit Feder oder Pinsel sondern seinen Geistesberuf erkennt er darin, auf der Tenne der das Heilige behandelnden Literatur mit der kritischen Wurfschaukel Spreu und Weizen von einander zu sichten. Nicht will er dabei sein ästhetisches System ausführlich darlegen, sondern nur in nuce, im Kern der Nuß, seine Gabe darbieten. Sein Sang soll aber eine Rhapsodie werden. Wie die alten Rhapsoden Homers nicht eigenes erfinden, sondern ihres Meisters Dichtung vortragen und auslegen, so will er auch nur eines höheren Gedanken bringen. Das wird Prosa werden, aber nach Art der Kabbala, die auch tieferen Sinn, der flachen Geistern verborgen bleibt, ans Licht zieht.

Ein Stoß der Wurfschaukel gilt gleich eingangs dem Professor Michaelis. — Hamann tauft diesen Michael, im Hinblick auf seine Sprachforschung: „den Erzengel über die Religionen der Sprache Kanaans“. Unter seinen Händen wird die „heilige“ Schrift ganz profan und entpoetisiert. Die Richtung, der er diente, natio-

nalisiert alles, Welt, Religion, Kunst. In der religiös bestimmten Geistesrichtung Hamanns gewinnt alles Geist und Leben. Er liebt das Christentum als eine Lehre, die nicht „eine Salzsäule, sondern einen neuen Menschen verlangt und verspricht“.

Zum neuen Menschen gehört aber die Natursprache der Sinne und Leidenschaften, die bildliche, die ist zugleich die Sprache der höchsten Erkenntnis, ja die Sprache Gottes. Der kalte Verstand und seine Erzeugnisse, die abstrakten Begriffe vermitteln nur äußerliches scheinhaftes Wissen und schwächliches Wirken, — das gläubig entzündete Gefühl belebt die tote Gelehrsamkeit, stählt die Kraft der Entschlüsse. Nur so gelingt es auch die Gottheit zu erfassen, sei es auch nur im Bilde. Die Aesthetika verkünden darum: „Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder“. „In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntnis und Glückseligkeit.“ Und später: Leidenschaft allein gibt — Abstraktionen sowohl als Hypothesen — Hände, Füße, Flügel — Bildern und Zeichen Geist, Leben und Zunge. — — Wo sind schnellere Schlüsse? Wo wird der rollende Donner der Beredsamkeit erzeugt und sein Gehilfe, der einsilbige Blick?

Die großen Gedanken und Entschlüsse stammen letzten Endes aus Herz und Sinnen, und sinnlich und anschaulich und daher dichterisch ist ihr natürlicher Ausdruck.

Anschaulich ist aber auch die Sprache des Herrn. Hamann nennt ihn den Poeten, d. h. ja griechisch den Schaffer, am Anfang der Tage, hinweisend auf das Wort Pauli: Gott, der da hieß das Licht aus der Finsternis hervorleuchten, hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben.

Rede, daß ich dich sehe! Dieser Wunsch, lehrt Hamann, würde durch die Schöpfung erfüllt, die eine Rede an die Kreatur ist, „denn ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht tut's kund der andern. Ihre Losung läuft über jedes Klima bis an der Welt Ende und in jeder Mundart hört man ihre Stimme.“

Warum wird aber diese Rede so wenig verstanden? Hamann antwortet: Die Schuld mag liegen, woran sie will (außer oder in uns). Wir haben an der Natur nichts als Turbat Verse und disjecta membra poetae — auseinander gerissene, durcheinander geworfene Glieder der Dichtung, zu unserem Gebrauch übrig. Diese zu sammeln ist des Gelehrten, sie auszulegen des

Philosophen, sie nachzuahmen, oder noch kühner, sie in Geschick zu bringen des Poeten bescheiden Teil.

Reden ist übersetzen, aus der Engelsprache in die Menschensprache, d. h. Gedanken in Worte, Sachen in Namen, Bilder in Zeichen, die poetisch oder kynologisch das dürfte heißen Herren — Worte bedeutend — historisch oder hieroglyphisch und philosophisch oder charakteristisch sein können. Diese Art der Uebersetzung kommt mehr als irgend eine andere, mit der verkehrten Seite von Tapeten überein.

Moses Sackel erleuchtete selbst die intellektualistische Welt, die auch ihren Himmel und ihre Erde hat. Baco vergleicht daher die Wissenschaften mit den Gewässern über und unter der Dunstkugel. Jene sind wie gläsernes Meer, Kristall mit Feuer gemengt, diese hingegen kleine Wolken aus dem Meer, als eine Manneshand.

Die Schöpfung des Schauplatzes verhält sich aber zur Schöpfung des Menschen wie die epische zur dramatischen Dichtung. Jene geschah durchs Wort, die letzte durch Handlung. Herz, sei wie ein stilles Meer! —

Höre den Rat: Laßt uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen.

Sieh die Tat: Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß.

Vergleich Rat und Tat, bete den kräftigen Sprecher mit dem Psalmisten an: Denn so er spricht, so geschieht's, so er gebietet, so stehet es da."

Gerade im Gegensatz zu der poesielosen Auslegungsweise eines Michaelis treibt's den Magus seine inspiratorische Kühnheit bis zum äußersten zu steigern. Er fragt: „Salls man die ganze verdienstliche Gerechtigkeit eines Schriftstellers auf dem Leichnam des Buchstabens erhöht, was sagt der Geist dazu? Soll er nichts als ein Kammerdiener des toten oder gar ein bloßer Waffenträger des tötenden Buchstaben sein? Das sei ferne."

Nun gelte es aber die Natur recht zu lesen, um in die Tiefen ihrer Rede einzudringen. Die oberflächliche Naturschwärmerei dozierenden Tones bedarf einer Läuterung.

„O eine Muse, wie das Feuer eines Goldschmieds und wie die Seife der Wäscher! Sie wird es wagen, den natürlichen Gebrauch

der Sinne von dem unnatürlichen Gebrauch der Abstraktionen zu läutern, wodurch unsere Begriffe von den Dingen ebenso verstümmelt werden als der Name des Schöpfers unterdrückt wird.“

Auch in der Nachahmung der Alten sieht Hamann nicht den rettenden Weg. Sie sind ihm zu wenig ursprünglich, haben schon zu viel bewußten Kunstverstand. „Um das Urkundliche der Natur zu treffen, sind Griechen und Römer durchlöcherter Brunnen.“ (In einem Brief an Lindner.)

Wodurch sollen wir aber die ausgestorbene Sprache der Natur von den Toten wieder auferwecken? Durch Wallfahrten nach dem glücklichen Arabien, durch Kreuzzüge nach den Morgenländern und durch die Wiederherstellung ihrer Magie. „Das Heil kommt von den Juden“ (auch auf ästhetischem Gebiet, kommentiert Unger). Ihre heiligen Schriften, die zugleich ihre Nationaldichtungen waren, die Schriften des Alten Testaments und ihre Erfüllung, die Urkunden des neuen Bundes, enthalten jene höchste Poesie, die zugleich höchste Wirklichkeit ist. Im Neuen Testament ist ihr Höhepunkt. Nachdem Gott durch Natur und Schrift, durch Geschöpfe und Seher, durch Gründe und Figuren, durch Poeten und Propheten sich erschöpft und aus dem Atem geredet hatte, — so hat er am Abend der Tage zu uns geredet durch Seinen Sohn — gestern und heute — bis die Verheißung Seiner Zukunft — nicht mehr in Knechtsgestalt — erfüllt sein wird.

„Du Ehrenkönig, Herr Jesu Christ,  
Gottes Vaters ewiger Sohn Du bist.“

Hamann ist bestrebt „den erbitterten Geist der Schrift zu versöhnen“ und „die durch Schalkheit der Vernunft verrückten Sinne der Zeit zu strafen. „Ihr lacht, wenn Adam, der Sünder, am Apfel und Anakreon, der Weise am Traubenkern erstickt. Lacht ihr nicht, wenn Gänse das Kapitol entsetzen — und Raben den Patrioten ernähren, in dessen Geist Israels Artillerie und Reuterei bestand.“

Kurz vor dem Torschluß seiner Schrift streut Hamann, kaum vermittelt, noch einige formale Gedanken hin über Reim und Versmaß, dabei auch Homers monotonisches Metrum erwähnend. Dabei bemerkt er: Meine Bewunderung oder Unwissenheit von der Ursache eines durchgängigen Sylbenmaßes in dem griechischen Dichter ist bei einer Reise durch Turland und Liefeland gemäßiget

worden. Es gibt in angeführten Gegenden gewisse Striche, wo man das lettische oder undeutsche Volk bei aller ihrer Arbeit singen hört, aber nichts als eine Cadenz von wenig Tönen, die mit einem metro viel Aehnlichkeit hat. Sollte ein Dichter unter ihnen aufstehen, so wäre es ganz natürlich, daß alle seine Weisen nach diesem eingepägten Maßstab ihrer Stimmen zugeschnitten sein würden. Diesen kleinen Umstand in das gehörige Licht zu setzen, fehle es an Zeit für den Rhapsoden, der gleich einem Kaufmannschiff seine Nahrung weit hergeholt und von ferne gebracht.

So bringt er's nur mit schneller Wendung zum bündigen Schluß:

„Laßt uns jetzt die Hauptsumme seiner neuesten Aesthetik hören:

Fürchtet Gott und gebt Ihm die Ehre, denn die Zeit seines Gerichtes ist kommen und betet an den, der gemacht hat Himmel und Erde und Meere und die Wasserbrunnen.“ —

Hamanns Aesthetik hat ihren Nährboden in der Bibel. „Am Buch der Bücher,“ sagt Unger, „hat sie sich herausgebildet und in seelisch tief erquickender Großartigkeit befriedigt. Die Welt der Bibel kam dem Wirklichkeitsdrang seiner Sinnlichkeit, der Innigkeit seines Gemütslebens, dem Schwung seiner Einbildungskraft, der elementaren Ursprünglichkeit seiner ganzen seelischen Veranlagung auf gleiche Weise entgegen.“

Elementarbuch und Elementarmensch! Hamann predigte gern, — wir hörten es schon, — das: Werdet wie die Kinder, und verstand die Kinder. Im Worte Elementar birgt sich ein Doppelsinn. Eine Elementarschule ist die geringste, eine Elementargewalt die gewaltigste. Und doch muß da ein gemeinsames Etwas sein. Das ist auch da, eben ein Element. Funke und Feuermeer, im Grunde ist es eins. Unger urteilt: „Für elementare Poesie und Seelenäußerung überhaupt fehlte der deutschen Renaissancedichtung und Poetik, wie dem philosophischen Rationalismus, fehlte vor allem auch dem überfeinerten Rokoko aller Sinn und Geschmack. Dem für ursprüngliche sinnliche Kraft, wie erhabenen ahnenden Tiefsinn gleich empfänglichen Elementarmenschen Hamann war es vorbehalten, die ästhetischen Werte des Alten und Neuen Testaments, Homers und Shakespeares zum ersten Mal wieder in ihrer unvergleichlichen Größe zu empfinden und zu künden. In jener



Periode Sinnenhaftigkeit und geniale Intuition als das wesentliche der Poesie und alles künstlerischen Schaffens erkennen und fühlen und die ausgestorbene Sprache der Natur von den Toten wieder auferwecken: das hieß den theoretischen und praktischen Großtaten eines Herder und Goethe und ihrer Genossen prophetisch den Weg bereiten. — Die Aesthetica in nuce ist so das früheste und wirkungsreichste Manifest des Sturmes und Dranges geworden."

Hätte Hamann nicht mit Kant sich verbinden sollen zum Kampf wider die Popular-Philosophie der Aufklärung? fragten wir. Die zwei eben vorgeführten Schriften zeigen, eine wie große Kluft befestigt war zwischen beiden Männern. Es möge aber noch ein kurzer Aufsatz herangezogen sein, den Kant 1784 in der Berliner Monatsschrift, dem Organ der Aufklärung, gerade der Frage gewidmet hat: Was ist Aufklärung? „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit, d. i. aus dem Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. „Habe Mut, dich deines eignen Verstandes zu bedienen" ist der Wahlspruch der Aufklärung."

Für jeden einzelnen Menschen sei es schwer, sich aus der Unmündigkeit herauszuarbeiten, für ein Publikum sei es eher möglich. Erfordert werde dazu nichts als die Freiheit: von seiner Vernunft öffentlichen Gebrauch zu machen. Wohl hört man: vom Offizier, Finanzrat, Geistlichen, das „raisonniert nicht“, sondern exerziert, zählt, glaubt. Also Einschränkung der Freiheit. Hier sei zu scheiden: Der öffentliche Gebrauch der Vernunft muß jederzeit frei sein, der Privatgebrauch, der auf einem anvertrauten Posten, darf öfters sehr eingeschränkt sein. Es wäre sehr verderblich, wollte ein Offizier im Dienst über einen erhaltenen Befehl vernünfteln, er muß gehorchen. Als Gelehrter mag er über Fehler im Kriegsdienste Anmerkungen machen und diese seinem Publikum vorlesen. Ein Geistlicher ist verbunden, seinen Katechismuschülern und seiner Gemeinde nach dem Symbol der Kirche, der er dient, seinen Vortrag zu tun, denn er ist auf diese Bedingung angenommen. Er zieht alsdann allen praktischen Nutzen für seine Gemeinden aus Satzungen, die er selbst nicht mit voller Ueberzeugung unterschreiben würde, zu deren Vortrag er sich gleichwohl anheischig machen kann, weil es doch nicht ganz un-

möglich ist, daß darin Wahrheit verborgen läge, auf alle Fälle aber wenigstens doch nichts der inneren Religion Widersprechendes darin angetroffen wird. Denn glaubte er das letztere darin zu finden, so würde er sein Amt mit Gewissen nicht verwalten können, er müßte es niederlegen. Der Gebrauch also, den ein angestellter Lehrer von seiner Vernunft vor seiner Gemeinde macht, ist bloß ein Privatgebrauch, weil diese immer nur eine häusliche, obzwar noch so große Versammlung ist. Dagegen als Gelehrter, der durch Schriften zum eigentlichen Publikum der Welt spricht, mithin der Geistliche im öffentlichen Gebrauch seiner Vernunft, genießt eine uneingeschränkte Freiheit, sich seiner eigenen Vernunft zu bedienen.

Auf die Frage: leben wir in einem aufgeklärten Zeitalter, sei zu antworten: Nein, aber wohl in einem Zeitalter der Aufklärung. Der Geist der Freiheit breitet sich aus und „bei Freiheit sei für die öffentliche Ruhe und Einigkeit des gemeinen Wesens nicht das mindeste zu besorgen. Die Menschen arbeiten sich von selbst nach und nach aus der Rohheit heraus, wenn man nicht nur absichtlich künstelt, um sie darin zu erhalten.“

Es ist ein schattenloses Bild, in dem die Aufklärung für Kant sich darstellt. Wie sollte Hamann sich mit ihm zum Kampfe verbinden?

Immer wieder wird an Kant gerühmt: „er lebte, was er lehrte“. Jachmann nimmt demnach ihn gegen die Angabe in Schutz, er habe „einer feineren Mystik angehangen“. Er schreibt: „Mögen immerhin die Religionsübungen seiner Jugend pietistisch und auch mystisch gewesen sein, so war doch durch seine nachmaligen Spekulationen davon jede Spur verwischt. Waren irgend eines Menschen Religionsmeinungen kalte Aussprüche der Vernunft, — hat je ein Mensch alles, was Gefühl heißt, von seinen religiösen Handlungen ausgeschlossen . . . bestand je eines Menschen Gottesdienst bloß in einem neuen Gehorsam gegen das Vernunftgesetz und in einer von allem Sinnlichen gereinigten und rein motivierten Pflichterfüllung, so war dies bei Kant der Fall . . . Kants Entsagung aller äußeren und sinnlichen Religionsgebräuche scheint mir noch mehr zu beweisen, daß seine Religion nichts Mystisches enthielt und sich an nichts Gefühlvollem nährte. Ob er in seinen früheren Jahren in religiöser Absicht die Kirche besucht habe,

ist mir nicht bekannt, in seinem Alter bedurfte er wenigstens keiner äußeren Mittel mehr, um seine innere Moralität zu beleben."

In den Grenzen, welche Kant der Religion ziehen zu müssen gemeint, läßt er es an persönlicher Bewährung nicht fehlen. Er war einmal Zeuge, wie Schwalben bei Mangel an hinlänglicher Nahrung für alle Jungen einige aufopferten. „Da," sagte er, „stand mein Verstand still, da war nichts zu tun, als hinzufallen und anzubeten." Zuweilen verbinden sich bei ihm Empfindungen, denen man nur zum Teil beipflichten mag. So, wenn er seinem letzten Vertrauten sagt: „Ich versichere es Ihnen, daß, wenn ich's in dieser Nacht fühlte, daß ich sterben werde, so wollte ich meine Hände aufheben, falten und sagen: Gott sei gelobt. — Ja, wenn ein böser Dämon mir im Nacken säße und mir ins Ohr flüsterte: Du hast Menschen unglücklich gemacht, dann wäre es etwas anderes."

Merkwürdig ist wie Kant bei einem Ueberblick über die Geschichte des Christentums (von zwei Seiten) nur Ungünstiges aufführt, etwa das, was man auch bei Merkel und Berens liest. Für Luther hat er kein Wort. Und sein Schlußsatz lautet: „Fragt man nun, welche Zeit der ganzen bisher bekannten Kirchengeschichte die beste sei, so trage ich kein Bedenken zu sagen: es ist die jetzige, und zwar so, daß man den Keim des wahren Religionsglaubens, so wie er jetzt . . . zwar nur bei einigen — öffentlich gelegt worden, nur ungehindert sich mehr und mehr darf entwickeln lassen."

Aber, wenn auch im Gebiet der Religion Kant der Zeit seinen Zoll zahlt, im Reich der Moral steht er doch vorbildlich da! In vielen Zügen gewiß, z. B. in seiner unbedingten Verurteilung der Notlüge. Zuweilen ist es aber zum Verwundern, an ihm sehen zu müssen, wie der Geist einer dürftigen Zeit auch ihre größten Söhne im sittlichen Urteil infiziert. So bei Kants Mahnruf: Junger Mann! versage Dir die Befriedigung der Lustbarkeit, der Schwelgerei, der Liebe und dergleichen, wenn auch nicht in der stoischen Absicht, ihrer gar entbehren zu wollen, sondern in der feinen epikurischen, um einen immer noch wachsenden Genuß im Prospekt zu haben. Dieses Kargen mit der Barschaft Deines Lebensgefühls macht Dich durch den Aufschub des Genusses wirk-

lich reicher, wenn Du auch dem Gebrauch desselben am Ende des Lebens größtenteils entsagt haben solltest.“

Zwischen dem Erscheinen von Kants philosophischem Religionswerk (1793) und Hamanns Aesthetika (1761) liegen 31 Jahre. Die Gegenüberstellung gerade dieser zwei Schriften empfahl sich aber, — aus sachlicher Erwägung — weil sie die Gegenpole in der Geistesart beider Denker vielleicht am schärfsten ins Licht stellen.

Aber bei Kant sticht es sich letztlich doch immer um seine Kritik der reinen Vernunft.

Hamann hat als erster die Probefbogen dieses Werkes gelesen. Er schreibt dem getreuen Freunde Hartknock in Riga, dem er zum Verlage dieses Werkes geholfen: „Der Autor scheint erst vor kurzem eine Probe... erhalten zu haben... Daher wünschte ich, daß die Sache so eingerichtet werden könnte, damit der Verfasser nicht einen Argwohn von meinem parallelen Empfang schöpfte, wodurch er vielleicht zu einer kleinen Eifersucht gereizt werden könnte. Um dies zu vermeiden, möchte ich lieber nachstehen.“ Als er 30 Bogen erhalten, vermeldet er: „Habe die Enthaltbarkeit gehabt, am Tag (als er es empfangen) nichts anzusehen, um mein Pensum im Voltaire bestreiten zu können. Gestern bin ich den ganzen Tag zuhause geblieben und, nachdem ich mich durch zwei Loth glauwerisches Salz zubereitet, habe ich in einem Zuge alle dreißig Bogen verschluckt... Menschlichem Vermuten nach, wird es Aufsehen erregen und zu neuen Untersuchungen, Revisionen u. s. w. Anlaß geben. Im Grunde aber möchten sehr wenige Leser dem scholastischen Inhalt gewachsen sein...“ Mit dem Fortgang wächst das Interesse: „es gibt reizende und blühende Ruheplätze, nachdem man lange im Sande gewatet“. Am 22. Juli 1781 kann Hamann schreiben: „Mein alter Freund und Gönner Kant schickt mir heute ein gebundenes Exemplar seiner Kritik zum Frühstück.“ Bald hat Hamann das Werk schon viermal durchgelesen; vom ersten Teil zieht er sich ein Schema aus. Er will vielleicht „es rezensieren, aber nicht beurteilen — wenigstens nicht nach philosophischem Schrot und Korn“ Dann äußert er doch die Absicht, Kants Werk in der „Königsberger Zeitung“ zu rezensieren. Als er sein gebundenes Exemplar erhalten, schreibt er Herdern: „Ich entwarf eine Rezension en gros,

habe sie aber ad acta reponiert, weil ich den Autor, als einen alten Freund, und ich muß fast sagen Wohltäter . . . nicht gern vor den Kopf stoßen möchte. Sollte aber meine Humesche Uebersetzung das Licht der Welt erblicken, so werde ich kein Blatt vors Maul nehmen, sondern sagen, was ich alsdann denken werde."

Hamanns Rezension — später ist sie gedruckt — beginnt mit Kants berühmtem Wort: „Unser Zeitalter ist das eigentliche Zeitalter der Kritik, der sich alles unterwerfen muß. — Religion durch ihre Heiligkeit und Gesetzgebung durch ihre Majestät, wollen sich gemeinniglich derselben entziehen. Aber alsdann erregen sie gerechten Verdacht wider sich und können auf unverstellte Achtung nicht Anspruch machen, welche die Vernunft nur demjenigen bewilligt, was ihre freie und öffentliche Prüfung hat aushalten können.“ — Mit unverstellbarer Achtung künde der Rezensent das Werk an, eine solche Prüfung bei Lesern, die solcher gewachsen sind, zu befördern.

Leibniz intellektuierte die Erscheinungen, Locke sensifizierte die Verstandesbegriffe und die reine Vernunft assimiliert Erscheinungen und Begriffe, die Elemente aller unserer Erkenntnis, zu einem transzendentalen Etwas =  $x$  „wovon wir gar nichts wissen, noch überhaupt wissen können, sobald es von den sinnlichen datis abge sondert ist.“ Erkenntnis, die sich nicht mit den Gegenständen selbst, sondern mit Begriffen a priori von den Gegenständen beschäftigt, heißt transzendental, und die Kritik der reinen Vernunft ist die vollständige Idee einer Transzendental-Philosophie. Unter diesem neuen Namen verwandelt sich die verjähnte Metaphysik aus einem zweitausendjährigen Kampfplatz endloser Streitigkeiten auf einmal in ein systematisch geordnetes Inventarium aller unserer Besitze durch reine Vernunft. Die Möglichkeit einer Metaphysik hänge noch immer von der unerschöpften Frage ab: Was und wieviel kann Verstand und Vernunft, frei von aller Erfahrung erkennen? Wieviel darf ich mit der Vernunft, wenn mir aller Stoff und Beistand der Erfahrung genommen wird, etwan auszurichten hoffen? Gibt es menschliche Erkenntnisse, unabhängig von aller Erfahrung? . . . Entspringen Sinnlichkeit und Verstand, als die zween Stämme der menschlichen Erkenntnis aus einer gemeinschaftlichen, aber uns unbekannten Wurzel, so daß durch jene — Gegenstände gegeben und durch diesen gedacht



werden, wozu eine so gewalttätige unbefugte Scheidung...? Werden nicht beide Stämme durch diese Dichotomie, diesen Zwiespalt ihrer transzendentalen Wurzel — ausgehen und verdorren?

Erfahrung und Materie ist also das Gemeine, durch dessen Absonderung die gesuchte Reinigkeit gefunden werden soll und — die zum Eigentum und Besitz des Vernunftvermögens übrig bleibende Form — ist gleichsam: die jungfräuliche Erde zum künftigen System der reinen Vernunft unter dem Titel Metaphysik der Natur.

Sopiel aus Hamanns Rezension.

Es wäre nun vor allem meine Pflicht, Kants Gedankenbau selbst zu kennzeichnen. Da versagt aber bei mir das eigene Können. Ich kann nur versuchen, hauptsächlich mit den kurzen Sätzen Kuno Fischers, einiges herauszuheben, worauf es für das Verständnis der Streitfragen zwischen Hamann und Kant vornehmlich ankommt. Zuvor noch zwei Bemerkungen: Ich weiß nicht sicher, wie der Titel: Kritik der reinen Vernunft gefaßt sein will. Ist gemeint, eine Kritik, die an oder eine, die von der reinen Vernunft geübt werden soll, anders ausgedrückt: soll sie Objekt oder Subjekt der Kritik sein? Vielleicht: zugleich beides. Dann käme es aber so heraus, daß die reine Vernunft zur Richterin in eigener Sache erhoben wird.

Für alle Fälle ist zu beachten, daß hier „Vernunft“ etwas anderes, und zwar Höheres bedeutet als „Verstand“. Uebrigens soll Kant den Ausdruck „Vernunft“ in zwiefachem Sinn anwenden, bald allgemein als den Inbegriff aller Erkenntnisvermögen, bald im besondern als die höchste Stufe — das Vermögen der Ideen.

Nun zu der Skizzierung Kants nach Fischer: Es gibt für den Vernunftgebrauch negative und positive Regeln; erstere wollen wie Warnungstafeln jede Grenzüberschreitung verhüten. Vor zwei Abwegen sei besonders zu warnen: dem Dogmatismus — auch vor dem philosophischen und dem Skeptizismus. Chr. Wolff will alles mit der Vernunft beweisen, Hume, der Schotte, alles bezweifeln. Kant lehne einen solchen Skeptizismus, der sich ja selbst auflöse, ab. So versteht ihn Fischer. (Hamann freilich zielte unverkennbar auf Kant mit dem Satz in seinem Brief an Herder: durch einen unvermeidlichen Zirkel der reinen Vernunft wird die Skepsis selbst zum Dogma.)

Die Mittellinie, welche Kant zwischen Dogmatismus und Skeptizismus anweist, ist der Kritizismus. Soweit der Skeptizismus eine Wissenschaft von den Grenzen der menschlichen Vernunft ist, ist er eine wirkliche Erkenntnis und als solche nicht skeptisch, sondern kritisch.

Die Kritik der reinen Vernunft ist Kants Wissenschaftslehre, sie will die Gesetze des Geisteslebens, die Denkgesetze, herausarbeiten und jedem Faktor sein Gebiet anweisen. Das Gebiet der reinen Vernunft sind die Ideen, die Dinge an sich, d. h. die, welche nicht zu schauen, sondern nur von der reinen Vernunft zu erfassen sind, die intelligible Welt. Das Gebiet der praktischen Vernunft sind die menschlichen Handlungen. Das Handeln kann sich bestimmen lassen von Gesetzen der Klugheit, von der pragmatischen Vernunft. Hingegen sind die Bestimmungsgründe aus der reinen Vernunft geschöpft, ohne alle Rücksicht auf unser sinnliches Wohl; ist unser einziges Ziel die Tugend, so sind unsere Willensgesetze nicht pragmatisch, sondern moralisch.

Mögliche Handlungen sind aber auch mögliche Erfahrungen. Die moralischen Gesetze, indem sie mögliche Handlungen gebieten oder als notwendig fordern (postulieren), sind eben deshalb zugleich Prinzipien (Ansätze) der Erfahrung. Sie fordern, daß die Erfahrung ihnen entspreche. Die moralischen Gesetze fordern, daß die Welt ihnen gemäß sei, d. h. sie fordern eine moralische Welt. Damit ist zugleich gefordert eine Weltregierung, also das Dasein Gottes. Ferner die Glückseligkeit, welche Folge der Würdigkeit ist, also Unsterblichkeit der Seele. Die Glückseligkeit zu verdienen, ist das Ziel unseres Tuns, sie zu genießen, das Ziel unserer Hoffnung. Drei Fragen hat sich die Vernunft vorzulegen: Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Auf die erste antwortet die Kritik der reinen Vernunft, auf die zweite ihre Moral, auf die dritte ihre Glaubenslehre, denn die Hoffnung, die sich auf eine moralische Gewißheit gründet, ist Glauben.

Alles Fürwahrhalten ist Meinen — oder Glauben — oder Wissen. Bei unzureichenden Gründen kann es nur ein Meinen geben. Sind die Gründe zureichend, und zwar nicht nur subjektiver, sondern auch objektiver Natur, d. i. wissenschaftlich be-

weisbar, so wissen wir. Sind die zureichenden Gründe lediglich subjektiv oder persönlich, so ist unsere Ueberzeugung zwar gewiß, aber nicht beweisbar. Sie ist nicht Meinung, aber auch nicht Wissenschaft, sondern Glauben. Nun steht alles Erkennen durch bloße Vernunft in Beziehung zur Möglichkeit der Erfahrung. Gibt es eine Vernunftüberzeugung unabhängig von aller Erfahrung, so kann sie nie Wissenschaft sein, sondern nur Glauben. Die einzigen Vernunftsätze, die unabhängig von der Erfahrung und ohne Rücksicht auf sie gelten, sind aber die Forderungen der praktischen Vernunft — unsere moralischen Ueberzeugungen. Darum hat der Vernunftglauben keinen anderen Inhalt als einen rein moralischen. — Der moralische Glauben ist der einzige, der vollkommen gewiß ist. Aber — nur subjektiv. Er darf nicht sagen: es ist gewiß, daß ein Gott existiert, daß die Seele unsterblich ist, sondern seine Formel heißt: ich bin gewiß, daß es sich so verhält. Freiheit, Tugend, Gott — diese Kantischen Worte sind es, die Schiller in seinem Gedicht „Die Worte des Glaubens“ besingt.

Dieser moralische Glauben bildet die Grundlage und den Kern des religiösen. Somit kann es nur eine Moraltheologie geben, und die ist nicht eine Moral, die auf Theologie, sondern eine Theologie, die auf Moral beruht. —

Vermag jemand in dieses Gedankengefüge eine Bresche zu legen, oder gar es zu erschüttern?

Hamann hat noch ein zweites Votum verlautbart wider Kants Kritik der reinen Vernunft. Es dauerte drei Jahre, bis er es unter viel äußerem Druck zustande brachte. Er ringt mit den Worten, ein Stotterer auch des Geistes. Er mißtraut sich: „Mein armer Kopf ist gegen Kants ein zerbrochener Topf — Thon gegen Eisen.“ Betitelt hat er dieses Votum: „Metakritik über den Purismus der reinen Vernunft“, d. h. er will eine Ueberkritik geben, die über die Kants hinausführt, etwa wie die Metaphysik über die Physik. Hamann will in dem einen Bogen nicht Kants System durchprüfen, sondern nur an die Grundsäulen sich halten, die wurmstichig sind. — Er geht aus von dem Satz des Philosophen Berkelen, daß allgemeine Ideen nichts als besondere sind, aber an ein gewisses Wort gebunden. Diesen Satz, den Kant für eine der größten Entdeckungen erklärte, hätte

man, meint Hamann, durch einfache Beobachtung der gewöhnlichen Umgangssprache finden können. Die Sprache als Erkenntnisquelle sei bisher übersehen auch von Kant. Versuche zur Reinigung der Philosophie seien schon unternommen worden. Erst wollte man die Vernunft von aller Ueberlieferung, Tradition und Glauben daran unabhängig machen, jetzt, in Kants Philosophie, auch von der Erfahrung und ihrer alltäglichen Induktion. Nun bleibe nur noch übrig die Reinigungswut noch auf die Sprache auszu-  
dehnen. Und sie sei doch das einzige, erste und letzte Organon und Kriterion der Vernunft — ohne ein ander Kreditiv als Ueberlieferung und Usum. (Wer irre redet, dem spricht man gesunde Vernunft ab. den Sprachgebrauch nimmt man auf Treu und Glauben an.) Die Wurzel der Mißverständnisse bei Kant liege darin, daß ihm die Begriffe das erste sind, die Sprache erst das zweite sei. Umgekehrt wäre es richtig. Zweideutigkeit sei der Erbschade, der Ausfall der Metaphysik, ihre Terminologie ver-  
halte sich zu jeder anderen Kunst-, Waid-, Berg- und Schulsprache wie das Quecksilber zu den übrigen Metallen. (Ueber Kants wechselnde Terminologie klagt man noch heute.) Durch ihren gelehrten Unfug verarbeite die Metaphysik die Biederkeit der Sprache in ein sinnloses unstetes unbestimmbares Etwas = x.

Für die Priorität der Sprache vor den Funktionen logischer Sätze braucht er keinen Beweis. Das ganze Vermögen zu denken beruht auf Sprache. Wer das Vernunftvermögen untersuchen will, muß von der empirischen Gestalt der Sprache ausgehen, bei dem Wort als Teilerscheinung der Sprache beginnend. Laute und Buch-  
staben, wie sie sinnlich gehört und gesehen werden, sind „reine Formen a priori“: in ihrer Vereinzelung haben sie mit der Bedeutung des Wortes nichts zu tun (nur in ihrer Verbindung bedeuten sie etwas). Sie sind die wahren . . . Elemente aller menschlichen Erkenntnis und Vernunft.

Durch die Sinnlichkeit werden die Gegenstände (der Wahrnehmung) gegeben, durch den Verstand gedacht, darum dürfen beide nicht getrennt werden. Heere von Anschauungen steigen in die Veste des reinen Verstandes hinauf, Heere von Begriffen in den tiefen Abgrund fühlbarster Sinnlichkeit hinab.

Im Wort gibt es Einheit von Anschauung und Begriff, die sichtbare Buchstabenreihe oder hörbare Lautgruppe und — die

Bedeutung; der Verstand verknüpft die an sich bedeutungslosen Buchstaben mit der Anschauung des Gegenstandes; durch diese sich immer wiederholende Verknüpfung wird der Begriff schließlich dem Verstande einverleibt

Man kann fragen: Ist der Begriff eines Wortes z. B. Vernunft zu erkennen? Nein. Umgekehrt: Ist aus dem Begriffe: Vernunft zu finden seine Materie, seine sieben Buchstaben? Nein. Aber vielleicht die Form der Anschauung, die Ordnung der Buchstaben? Antwort: Ja. Wenigstens sollte man das nach der Kritik der reinen Vernunft erwarten, welche für möglich halte, aus der reinen leeren Beschaffenheit unseres Gemütes die Form einer empirischen Anschauung zu erkennen resp. zu bilden.

Dieser Irrtum sei der Grundfehler des kritischen Idealismus und seines Turm- und Logenbaus der reinen Vernunft. Die Außenwelt ist doch in jedem Fall gegeben, vor dem denkenden Subjekt ist sie da, sie ist das Material. Die Analyse ist nichts mehr als jeder Zuschnitt nach der Mode, wie die Synthese die Kunstnaht eines zünftigen Leder- oder Zeugschneiders.

Die Gedanken, welche die neue Philosophie vergeblich ausgeworfen, wollte der Magus so kurz auf das Sakrament der Sprache deuten, den Buchstaben ihrer Elemente und den Geist ihrer Einsetzung. Ueberlassen bleibe es jedem, die geballte Faust in eine flache Hand zu entfalten.

Der Schüler Kants und Herausgeber seiner Werke, Professor Rosenkranz, — er ließ 1858 einen Vortrag drucken: Kant und Hamann, eine Parallele, — nennt die Metakritik „den erschütterndsten Angriff, der von Seiten der Glaubensphilosophie gegen Kant erfolgt sei, die Schrift habe den wunden Fleck von Kants großem Werk ganz richtig getroffen, den Dualismus des Sinnlichen und Intellektuellen, des Endlichen und Unendlichen; großartig und lakonisch sei sie in ihrem kleinen Umfang eines der wunderbarsten Produkte, welche deutscher Geist und deutsche Sprache jemals hervorgebracht.“ Diesen Lobspruch nennt Professor Weber übertrieben, — in seiner Monographie: Hamann und Kant, in der sein Herz sich mehr zu Hamann geneigt zeigt als zum Zunftgenossen Kant. Das Buch ist klar, gräbt jedoch nicht sehr tief.

Das tut aber wohl Professor Ungers erstes Hamann-Buch über seine „Sprachtheorie“. In dieser sieht Unger den



Schlüssel zu des Magus ganzer Weltanschauung. Um wenigstens anzudeuten, wie Hamann seine Theorie von der Priorität der Sprache aufbaut, seien geboten einige Sätze aus seiner Schrift, welche — vielleicht mit einem Hinblick auf die geheimnisvolle Rosenkreuz-Gesellschaft des 17. Jahrhunderts — den Titel führt: „Des Ritters von Rosenkreuz letzte Willensmeinung über den göttlichen und menschlichen Ursprung der Sprache.“ Als Scheinwerfer dient hier das Motto: *Credidi, propter quod locutus sum* (Ich habe geglaubt, weshalb ich geredet habe). Ihren Ausgang nimmt die Schrift von jenem Satz des Hippokrates: Alles ist göttlich und menschlich ist alles *πάντα θεία καὶ ἀνθρώπινα πάντα*. Wohl verehere das Jahrhundert das *Système de la Nature*, aber mir, bekennt Hamann, „kommt die Hervorbringung des menschlichen Geschlechts aus einem Sumpf oder Schleim noch immer wie eine hirnlose Maske vor. Kein bloßer Töpfer plastischer Formen, sondern ein Vater feuriger Geister und atmender Kräfte zeigt sich im ganzen Werk.“ . . . „Wie kann es jemand einfallen, die Sprache, *cel art leger, volage, demonicale* (diese leichte, flatterhafte, dämonische Kunst) als eine selbständige Erfindung menschlicher Kunst und Weisheit anzusehen? . . . Adam (d. i. ja der Mensch) war Gottes; und Gott selbst führte den Erstgeborenen und Ältesten unseres Geschlechts ein, als den Lehenträger und Erben der durch das Wort seines Mundes fertigen Welt. Engel, lüstern sein himmlisches Antlitz anzuschauen, waren des ersten Monarchen Minister und Höflinge. Zum Thor der Morgensterne jauchzten alle Kinder Gottes. Alles schmeckte und sah, aus erster Hand und auf frischer Tat, die Freundlichkeit des Werkmeisters, der auf seinem Erdboden spielte und seine Lust hatte an den Menschenkindern . . . Jede Erscheinung der Natur war ein Wort — das Zeichen, Sinnbild und Unterpfand einer neuen, geheimen, unaussprechlichen, aber desto innigeren Vereinigung, Mitteilung und Gemeinschaft göttlicher Energien und Ideen. Alles, was der Mensch am Anfang hörte, mit den Augen sah, beschaute und seine Hände betasteten, war ein lebendiges Wort, denn Gott war das Wort. Mit diesem Wort im Munde und Herzen war der Ursprung der Sprache, so natürlich, so nahe und leicht, wie ein Kinderspiel. Denn die menschliche Natur ist, vom Anfang bis zum Ende der Tage, ebenso

gleich dem Himmelreiche als einem Sauerteige, mit dessen Wenigkeit jedes Weib drei Scheffel Mehls zu durchgähren imstande ist."

Ans Licht gezogen ist Hamanns „Metakritik“ erst Anno 1800, d. i. lange nach seinem und kurz vor Kants Tode. Kant hätte wohl ebensowenig später wie früher etwas von Hamanns Einwänden akzeptiert. Denn nicht nur in der Frage des Glaubens, auch in ihrer ganzen Denkweise sind die beiden Männer ja diametral verschieden. Sie sind einander auch scharfe Kritiker gewesen, wenn sie auch öffentlichen Streit vermieden. So hat Kant seinerseits in seinen „Reflexionen gegen die Schwärmer“ in erster Linie Hamann mit gemeint, ohne ihn zu nennen. Da heißt es: „Einfälle und Eingebungen des Genies. Man muß davor warnen, aber sich mit Widerlegungen, deren sie gar nicht fähig sind, gar nicht einlassen. Wenn sie sich zu den kalten Forschungen herabließen, so würden sie nur eine sehr gemeine Rolle spielen. Nun können sie als Meteore glänzen.“

Kurzer Hand, aber wohl zu Unrecht wird Hamann in eins mit Jakob Boehme und Swedenborg abgefertigt, während er doch über den Boden biblischer Offenbarung nie hinausgehen will. Aber Kant reflektiert: „Wer allenthalben Anschauungen an die Stelle der ordentlichen Reflexionen des Verstandes und der Vernunft setzt . . . schwärmt. Es ist notwendig, daß er seine Gefühle, Gemütsbewegungen, Bilder, halbgeträumten, halbgedachten Begriffe . . . für die Sache selbst nimmt . . . Je weniger er sich verständlich machen kann, desto mehr schmäh't er auf die Unzulänglichkeit der Sprache und Vernunft und ist ein Feind aller Deutlichkeit . . . Auch gefühlvolle Autoren realisieren ihre Launen. Alle insgesamt können Genie haben, voll Empfindung und Geist, auch einigen Geschmack, aber ohne die Trockenheit, Wachsamkeit und Kaltblütigkeit der Urteilskräfte. Alles, was deutlich ist, zeigt ihnen eine Seite der Sache nach der andern, und dann den Begriff des Verstandes, sie wollen aber alle Seiten zusammen schauen.“

Dieser Reflexion steht nun gegenüber das Dictum Hamanns: daß der Kritiker Kant, der von Mendelssohn der alles zermalmende genannt werde, eher der alles zerspaltende zu nennen sei. Es ist so von beiden Seiten her der springende Punkt

gekennzeichnet. Es fragt sich nur, wer an dem strittigen Punkt das Recht für sich hat.

Die Größten im Reiche des Geistes haben Hamann zum Gegenstand ihres Nachdenkens gemacht. Eckermann berichtet 1827: Hegel ist hier (in Weimar) . . . Goethe hat ihm zu Ehren diesen Abend einen Tee . . . Man sprach sehr viel über Hamann, wobei besonders Hegel das Wort führte und über jenen außerordentlichen Geist so gründliche Ansichten entwickelte, wie sie nur aus dem ernstesten und gewissenhaftesten Studium des Gegenstandes hervorgehen konnten. — 1829 verzeichnet Eckermann folgende Bemerkung Goethes: „Hegel hat in den Berliner Jahrbüchern eine Rezension über Hamann geschrieben, die ich in diesen Tagen lese und wieder lese und die ich sehr loben muß. Hegels Urtheile als Kritiker sind immer gut gewesen.“

Noch nach zwei Menschenaltern konnte man Hegels Aufsatz als das beste rühmen, was über Hamann geschrieben. Er ist unschwer verständlich, hebt das Zentrale heraus, von ihm her vieles überleuchtend. Da wird gesagt: Hamann sei nicht nur: auch originell, sondern mehr: ein Original . . . Der Berliner Aufklärung steht er durch den Tiefsinn seiner Orthodogie gegenüber, aber so, daß seine Denkweise nicht das Festhalten der verfolgten orthodoxen Theologie seiner Zeit ist. Das Aufklären jener, d. h. Nikolais, Mendelssohns und der Gesamtperson, der allgemeinen deutschen Bibliothek bestand allein darin, die Grundsätze des Deismus usw., welche Rousseau und Voltaire zur allgemeinen Denkweise der höheren Klassen in und außer Frankreich erhoben hatten, auch in Deutschland einzuführen . . . In Frankreich schloß sich diesem Emporkommen oder Empören des Denkens alles an, was Genie, Geist, Talent, Edelmut besaß. In Deutschland wurde einerseits das Geschäft der Aufklärung mit trockenem Verstande kahler Nützlichkeit, . . . Seichtigkeit des Geistes und Wissens betrieben (von Berlin aus), anderseits gibt es einen weiten Kreis, wo Genie, Geist, Vernunfttiefe erblühte. Dem zählt Hegel zu: Lessing, Kant, Hamann, die Weimaraner Großen, Fichte u. a. Ueber Hamann nun bietet Hegel manches denkwürdige Urtheil: Er war kein Buch zu schreiben fähig. Seine Schriften haben nicht sowohl einen eigentümlichen Stil, als daß sie durch und durch Stil sind. Sie sind eigentlich ein, und zwar ermüdendes

Rätsel und man sieht, daß das Wort der Auflösung die Individualität ihres Verfassers ist. Von Kant sei Hamann getrennt, weil ihm das Bedürfnis der denkenden Vernunft fremd und unverstanden bleibt. Hegel weiß Hamann scharf ins Gebet zu nehmen, z. B. dafür, daß er den hohen Anspruch, den der religiöse Glaube nur Kraft seines absoluten Inhalts hat, auf das subjektive, mit der Partikularität und Zufälligkeit relativen und endlichen Inhalts behaftete Glauben ausdehnt. Für die kirchliche Glaubenslehre hat Hegel viel mehr übrig als Kant. Was jene Zeit die kräffteste Orthodogie nannte, erklärt er für die wesentliche Lehre des Christentums in der protestantischen Kirche. Er stellt sich zu Hamanns Satz: ohne das sogenannte Geheimnis der heiligen Dreieinigkeit scheint mir gar kein Unterricht des Christentums möglich zu sein; Anfang und Ende fällt weg. Er erklärt die Ansicht, daß bei Leugnung der Dreieinigkeit eine christliche Versöhnungslehre noch möglich sei, für kontrastierend mit Hamanns wie mit dem lutherischen und christlichen Glauben überhaupt. Aber — in direkten Fragen der Denkwissenschaft stellt Hegel sich zum Junstgenossen Kant. Bei seinem Richter über des Sondermenschen Hamanns Wunderlichkeiten vermißt man einen Hinblick auf das ehrliche Selbstgericht, dem jener so oft sich unterzieht. — Mehr Sensorium für die geistesgeschichtliche Mission des großen Irrationalisten Hamann als der Denker Hegel zeigt der Dichter Goethe. Dieser erwähnt in einem Brief aus Neapel einen jungen Italiener, der ein Werk über Gesetzgebung verfaßt habe, und berichtet: Der „machte mich mit einem alten Schriftsteller bekannt, an dessen unergründlicher Tiefe sich diese neueren italienischen Gesetzesfreunde höchlichst erquicken und erbauen; er heißt Johann Baptista Vico, sie ziehen ihn dem Montesquieu vor.“ Man hat ihn ein *Miracolo di sapienza* genannt.

„Bei einem flüchtigen Ueberblick des Buches, das sie mir als ein Heiligtum mitteilten, wollte mir scheinen, hier seien Sibyllinische Vorahnungen des Guten und Rechten, das einst kommen soll oder sollte, gegründet auf ernste Betrachtungen des Ueberlieferten und des Lebens. Es ist gar schön, wenn ein Volk solch einen Aeltervater besitzt. Den Deutschen wird einst Hamann ein ähnlicher Codex werden.“ So hat Goethe Anno 1787 am 5. März in Neapel geschrieben. Wie ein Prophet! Sogar mit

der Zeitabmessung das Rechte treffend. Der „Aeltervater“, vier Geschlechter, 120 Jahre. Schon hat der Philosoph Oswald Kuelpe von einer „Hamann=Gemeinde“ gesprochen. Dem Hegelschen Verdikt: Hamann sei das Bedürfnis der denkenden Vernunft fremd und unverstanden geblieben, läßt sich das Wort Goethes entgegenstellen: „Hamann war seinerzeit der hellste Kopf, er wußte wohl, was er wollte.“ Der große Denker zeigt bei seinem Hamann-Urteil vielleicht mehr Schärfe des Blickes, der große Künstler mehr Weite und Tiefe.

Hamann schwelgt in Bildrede und Gleichnis. — Gewiß: Bild und Gleichnis ist bewußter Verzicht auf logische Genauigkeit. Ob Hamann es mit solchem Verzicht nicht zu leicht nimmt, ob er nicht über die Schnur haut, wenn er Misologe, Hasser der Logik und Vernunft sein will? Auf Schritt und Tritt hat er, wie jeder Mensch, doch von der Vernunft, diesem Organon oder Werkzeug des Geistes Gebrauch zu machen! Des *usus organicus* der Vernunft will er gewiß nicht entraten. Aber er will, daß sie sich bescheide gegenüber den Größen, die höher sind als alle Vernunft. Und er hält, nach dem Vorgang der Heiligen Schrift, das anschauliche Bild oder Gleichnis, wenn auch nie für ein *adaequates* Mittel, die rechte Vorstellung zu erzielen, so doch für das, im Vergleich zu logischen Definitionen, bedeutend fruchtbarere. Läßt sich je eine Vorstellung von einem menschlichen Antlitz gewinnen durch Aufzählung von den Maßen der Gesichtsteile, seien sie auch auf Millimeter genau geboten? Ein Bild aber gibt wirklich eine Vorstellung, mit einem Schlage, viel lebendiger, als alle Angaben der vorliegenden Dimensionen.

Wenn etwas den Zugang aufzutut zum Supralogischen, Geheimnisvollen, sei es auch nur für eines Augenblickes Einblick, Intuition, — so ist es die Bildrede, das Gleichnis, dieser kongeniale Schlüssel für allen Geheimverschluß. Mit seiner Hilfe vermochte Hamann weiter zu kommen und zu führen als Kant. Bilder sind nie die volle Wahrheit, aber sie können zu tiefsten Wahrheiten näher führen als die nackte Logik. Man verteilt Licht und Schatten meist so, daß man Kants Klarheit rühmt und Hamanns Dunkelheit beklagt. Er selbst klagt auch, daß er zuweilen nach einiger Zeit selbst nicht mehr sich verstehe, nicht wisse, was er gemeint. Besonders leiden unter Unverständlichkeit manche



Titel. Das Wort *Kōzē Zupaē* kann man kaum aussprechen, geschweige denn erklären. Laut einem Brief an Herder hofft der Magus, es aus der Tibetanischen Sprache erklären zu können, wo Kong = Gott sein soll. Einen gewissen Sinn hat der Titel aber doch. Mit dem Wort wurde die Feier der eleusischen Mysterien eröffnet oder geschlossen. Niemand verstand es; es erklärt also nicht, sondern verdunkelt. So sei die Aufklärung: Kogrompaks, weil sie die klare Sonne des Christentums in graue Nebel, in Dunsthüllen auflöst. — Auch bei seinen dunklen Schriften und ihren Titeln weiß der Magus gar wohl, was er will. Er will für sich Aufmerken erzwingen — bei denen, die über ihn hinwegsehen wollen. So bei den Leuten „der Isabel“ oder „der allgemeinen deutschen Isabel“. Jenes Wort meint im allgemeinen die Aufklärer, dieses speziell ihr kritisches Organ: die allgemeine deutsche Bibliothek . . . Für diese Leute hat er den Grundsatz: „Man muß sie gecken“.

Aber Hamann weiß auch positiv Gutes dem Dunkel nachzurühmen. „Je dunkler, desto inniger“ — dieses sinnsschwere Wort steht in einem Brief des 56 jährigen an Hartknoch, in dem er von dem Gefühl einer schweren Bürde redet, die auf ihm lastet.

Am Imatra-Katarakt gibt es eine bestimmte beachtenswerte Uferspalte — als Touristen wurden wir auch zu ihr geführt. Man konnte oberhalb, beliebig wo, Holzscheite in die Wasserstrudel werfen, sie landeten alle in derselben kleinen Bucht. Es muß also doch in dem anscheinend aller Regelung spottenden Wirbel eine richtende und regelnde Kraft sich bergen! — Hamanns Schrifttum und Geistesleben bietet an der Oberfläche ein betäubendes Bild: wogende, wirbelnde Gedanken und Empfindungen, sich bäumend und schäumend, sich ballend und rollend. Und doch — unter allem Sprudeln und Strudeln im Tiefgrunde, verborgen, innegehalten oder doch immer wiedergefunden eine richtende, waltende Linie, die sicher einlenkt zum Hafen des Friedens.

Auch bei Kants Kritik der reinen Vernunft wird geklagt über schwere Sprache, schwankende Terminologie, daher auch über sich widersprechende Erklärung — selbst bei dem sachverständigen Interpreten. Es ist da auch viel Dunkelheit, trotz des strengen Gedankensystems. Wie in den Katakomben bei Rom. Da ist auch ein staunenswertes System von Gängen, die sich kreuzen oder

ineinander münden. Wehe dem, der licht- und führerlos vorwärts eilt. Jedoch mit leuchtender Fackel und kundigem Führer läßt sich dort durch das unterirdische Labyrinth und auch vielleicht durch — die Katakomben=Dunkelheit eines Kantischen Systems der Weg finden. Aber bei Hamann geht es in Urwald=Dunkelheit hinein! — Noch hat wirklich an mancher Stelle die Art des hartnäckigsten Forschers nicht vermocht, das verschlungene Dickicht verworrener Rede aufzuhellen und einen gangbaren Weg des Verständnisses zu bahnen! — Es ist ja schade, daß ein Urwald — scheinbar — fruchtlos dasteht durch die Jahrhunderte; aber so konserviert er sich um so länger. Und einmal kommt auch seine Stunde, seine Zeit.

Dort, wo Kant beigelegt wurde, entstand eine Wandelhalle, die Stoa Kantiana. Zu ihrem Schmuck wählte man Rafaels Gemälde der Philosophie: Die Schule von Athen. Eine feine Wahl! Hat doch Kant den Lehrgang dieser Schule durchgemacht, sogar so, daß sein Lehren auch seinen Ausgang nehmen konnte von der untersten Stufe, wo der Mathematiker seinen Zirkel kreisen läßt und dann hinansteigen bis zum Plato divinus, dem er jetzt an die Seite gestellt wird durch das Urtheil: die beiden größten Idealisten aller Zeiten.

Würde einmal die Aufgabe gestellt, ein Bild zu wählen als Hintergrund zu einer Darstellung von Hamann, der Richtung und dem Reichthum seines Geistes, ob da ein Rafael-Bild ausreichen dürfte? Müßte man für ihn sie nicht selbdrith nehmen: die Schule von Athen, die Disputa und den Parnas. Der Panhistor war doch gleicherweise zuhause in Philosophie, Theologie und Poesie! Er hat geistige Zwiesprache gehalten mit den Weltweisen, den Kirchenvätern, den Poeten. Aber mehr noch als Rafaels Harmonie würde hier Michel Angelos elementares Genie sich schicken. Es waltet wirklich etwas Kongeniales ob, zwischen dem Schreiber und dem Maler von Sibyllen und Propheten. In mächtigen Gestalten hat der Pinsel sie dargestellt, als sollte die gewaltsame Kraft des ringenden Geheimnisses in diesen gespannten Muskeln sich sinnbildlich wie verkörpern! Die Bilder aber, denen diese reckenhaften Gestalten als tragende Umrahmung dienen sollten, wählte des Malers Tieffinn gerade aus der Urzeit Tagen: Schöpfung, Paradies, Sündenfall. Von diesen Tagen her

hat auch das Denken des Elementarmenschen Hamann immer wieder seinen Ausgang genommen, als von den Urgründern aller Lebenswahrheit.

Aber das Bild der Bilder in dem Heiligtum, das Michel Angelos erhabene Kunst geschmückt, das Bild, zu dem da alle Augen aufschauen müssen, ist der zum Richter aller erhöhte Herr „Christus in seiner Glorie“. Den wollten die führenden Geister zu Hamanns Zeit so nicht mehr kennen, noch auch nach ihm genannt sein. Deisten nennen sich die Wortführer der Zeit, wohl weil sie fühlten, daß sie sich Christen nicht mehr nennen können. Kant will sich lieber Theist nennen, wohl, um sich zu scheiden von solchen, die in Gott nur das höchste Wesen, eine oberste Weltursache sehen. Denn er erkennt ihn an als Welturheber, einen Geist, einen lebendigen persönlichen Gott. Ob er wohl gesagt hat: Ich bin ein Christ? Hamann ruft aus: „Lebt denn kein Mönch mehr, stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke, zu kämpfen mit den schönen und starken Geistern unter dem Himmel, die sich ihres gesalbten Namens schämen und lieber Theisten heißen mögen, dem Gott dieser Welt zu Ehren, der sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens.“ Hamann hält zu dem Gott, den wir Christen — so sagt er — als den unsrigen nennen. Den Christen und Nikodemen bleibe . . . (nichts) übrig, „als von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüte zu glauben: Also hat Gott die Welt geliebt. — Dieser Glaube ist der Sieg, welcher die Welt überwunden hat.“

Kant und Hamann, diese Namen-Verbindung ist für uns mehr und mehr in das Licht einer Antithese gerückt, einer Weltanschauungs-Antithese. Auf welche Seite sollen wir treten? Ich stehe zu Hamann. Wer so sagt, will sich nicht mit Hamann identifizieren bis in jedes Wort. Wer könnte das bei einem so sanguinischen, so wenig fest umgrenzten Geist? Ist's denn nicht doch sicherer — gegenüber einem Genie, das so sehr an Stimmungen, an „Momentanismus“ krankt — bei einem so stabilen rocher de bronze des Geistes wie Kant — seinen Standort zu behalten? Die Stimmen Sachkundiger beginnen wieder zu mahnen: „Wir müssen über Kant hinauskommen“.

Ja, wenn es eine Synthese geben könnte! Kant und Hamann! Kants Bestimmtheit und Hamanns Wärme, jenes Moral

und dieses Religion! Man weist darauf hin, daß Hamann Kants Kritik der praktischen Vernunft, die 1788 erschien, nicht mehr erlebt hat. Aber, um des sicher zu sein, daß Kant die Moral nicht so unterbaue wie Paulus, Augustin, Luther, sie nicht aufkeimen lasse aus einem „stirb und werde“, — dazu kannte Hamann des Gegners ganze Anschauungswelt genugsam. So konnte er einmal — im Zorn — das Fazit ziehen: „Man sieht also, daß die gesunde Vernunft und gesunde Moral verdient an Bäume gehängt zu werden.“

Bei Kant hängt doch Glied mit Glied festgefügt zusammen. Zuweilen erscheint wohl die praktische Vernunft als das vornehmste Glied. Vielleicht darf man aber doch die Stellung der drei Größen zu einander so kennzeichnen:

Die Kritik der praktischen Vernunft ist der König, aber

Die Kritik der reinen Vernunft ist der Königsmacher und

Die Religion ist der Hofkaplan, der mehr zu schweigen als zu sagen hat.

Hamann und Kant! Synthese gibt es nicht, und kann es nicht geben für ihr Streben, wie es in ihrem Leben auch zumeist Antithese gab, Widerstreit, wenn auch nicht lauten, so doch stillen.

Gesehen haben wir bisher Hamann in zwei Bildern:

Hamann im Werden zeigte das erste Bild: Hamann und die Berens.

Hamann im Streit zeigte das zweite Bild: Hamann und Kant.

Wir sollen auch schauen:

Hamann im Frieden: so zeige ihn das letzte Bild: Hamann und die Fürstin Gallizin.

Neuere baltische Literatur

aus dem Verlage

**Jonck & Poliewsky**

Riga, Kauffstraße 3.

**Hermann Adolphi**, Leben, Gedanken, Welt-  
anschauung eines Kurländers (1841—1922).

148 Seiten, mit einem Titelbild.

**L. Arbusow**, Grundriß der Geschichte Liv-, Est-  
und Kurlands.

Vierte, verbesserte und ergänzte Auflage. Auf  
Grund des vom Verfasser hinterlassenen Materials  
besorgt durch L. Arbusow jun.

372 Seiten, mit 1 Karte und 2 Lichtdrucktafeln.





B Hillner, G.  
2993 J.G. Hamann und das Christentum. Riga,  
H5 Jonck & Poliewsky, 1924.  
2v. in 1. 24cm. (Aus baltischer Geistes-  
arbeit, n.F., Heft 1-2)

Vol. 1: cover title; vol. 2 has also  
special t.p.

Contents.- 1. Hamann und die Berens.- 2.  
J.G. Hamann und Im. Kant.

1. Hamann, Johann Georg, 1730-1788. 2. Kant, Immanuel,  
1724-1804. I. Title. II. Series.

CCSC/mab

229588

